



UNGARN

**MONATSCHRIFT FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN
KULTURAUSTAUSCH**

GELEITET VON BÉLA PUKÁNSZKY

**DIE „HEILIGE KRONE“ IM WELTBILD DES MITTELALTERS
GERMANENFUNDE AM RHEIN UND SUDOSTEUROPA
UNGARISCHE HUSAREN IN AUSLÄNDISCHEM DIENSTE
AUF SZÉCHENYIS SPUREN IN WIEN**

Wehrhaftes Ungarn

Ungarische Kunst im neuen Europa

Wirtschaftsauffassung in Ungarn 1840-1940

Die Stephans-Idee

Gedicht von M. VORÜSMARTY

Kurzgeschichte von J. KEMÉNY

Bücher- und Presseschau

**VERLAG DANUBIA
BUDAPEST – LEIPZIG**

UNGARN

MONATSSCHRIFT
FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN KULTURAUUSTAUSCH
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Mitteilungen und Beiträge sind zu richten an den Schriftleiter:

Prof. Dr. *BÉLA PUKÁNSZKY*

Schriftleitung und Administration:

Budapest, V., Arany János-utca 1.

Fernruf: 122-261.

Sprechstunden: Donnerstag bis Sonnabend Vormittag 9-13.

Verlag für Ungarn:

DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung für das Grossdeutsche Reich:

Fr. C. FLEISCHER, Leipzig, Salomonstrasse 16.

Preis des Jahrganges für Ungarn 10 P, für Deutschland RM. 10.

Einzelheft: in Ungarn P 1.—, in Deutschland RM. 1.—.

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postscheckkonto Nr. 5025.

Mitglieder der Ungarisch—Deutschen Gesellschaft in Budapest erhalten die Zeitschrift gegen Entrichtung des Mitgliedbeitrages.

UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT:

ANDREAS VON TASNÁDI NAGY, kön. ung. Justizminister a. D.,
kön. ung. Geheimrat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses.

MITPRÄSIDENTEN:

GRAF TIBOR TELEKI, kön. ung. Geheimrat, Hüter der Heiligen Krone,
KOLOMAN VON SZILY, kön. ung. Geheimrat, Staatssekretär,
STEFAN VON FÁY, kön. ung. Geheimrat, Staatssekretär,
BARON BERTHOLD FEILITZSCH, kön. ung. Geheimrat, Obergespan a. d.
ALOIS KOVÁCS, Staatssekretär,
JOSEF STOLPA, Staatssekretär,
GYULA VON DARÁNYI, Universitätsprofessor.

GENERALSEKRETÄR:

Prof. *ALEXANDER VARGA VON KIBÉD*.

RECHTSANWALT:

LUDWIG V. HUSZOVSZKY, Reichstagsabgeordneter.

SEKRETÄR:

ELEMÉR V. BUÓCZ, Ministerialreferent.

SCHATZMEISTER:

KARL SZANDER, Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag

DIE „HEILIGE KRONE“ UND DAS POLITISCHE WELTBILD DES MITTELALTERS

VON ENDRE von IVÁNKA

Die Heilige Krone ist für Ungarn nicht nur eine historische Erinnerung, eine ehrwürdige Reliquie, ein pietätvoll gehütetes Zeugnis der grossen Vergangenheit, sondern auch heute noch eine lebendige Realität, die nicht nur in der verfassungsrechtlichen Formel, sondern auch im Staatsbewusstsein des Volkes unmittelbar gegenwärtig ist. Noch heute wird in Ungarn das Urteil vom Richter „im Namen der Heiligen Krone“ verkündet, und die Formel, mit der die Rückgliederung der siebenbürgischen und ostungarischen Gebiete an Ungarn ausgedrückt wird, ist die, dass sie „zur Heiligen Krone zurückgekehrt sind“. Die Krone regiert — das ist seit altersher die im Volk herkömmliche Auffassung — und durch sie und kraft ihrer regiert ihr Träger, der König. Eben dies, dass die Krone ihren Träger überstrahlt, und wie aus ihrem eigenständigen Sein heraus wirkend und handelnd gedacht wird, gibt Ungarn auch das Recht, sich heute noch Königreich zu nennen, und macht das Paradoxon eines „Königreichs ohne König“ begreiflich. Und so stark auch das volkliche Bewusstsein des Ungarn ist, er unterscheidet klar, wenn es sich um den ungarischen Staatsgedanken, um sein politisches Bewusstsein handelt, zwischen seinem Volkstum und der Heiligen Krone; dieses Volkstum ist Inhaber, Träger, Vollstrecker der Rechte der Krone, aber es fällt nicht mit ihr zusammen. Die Krone ist mehr als ein kollektives Symbol des Volkstums. Sie hat Untertanen, die sich kraft historischen Rechtes als zu ihr gehörig betrachten können, und auf die sie ihrerseits ein historisches Recht hat, ohne dass diese Untertanen Magyaren wären oder werden müssten. Und wenn unter ihnen, in dem Raume, der wiederum nicht dem ungarischen Volke, sondern der ungarischen Krone gehört, das Ungartum das Führerrecht beansprucht, so geschieht dies nicht, weil es sich einen Anspruch auf ihre unmittelbare Beherrschung anmasst, sondern weil es der Träger und Vollstrecker der Rechte der Krone ist, die sie alle beherrscht. Die Lebendigkeit dieser politischen Idee hat sich jetzt von neuem bewährt, seitdem mit der Rückkehr

altangestammter, nach dem Weltkrieg verlorener Gebiete auch nicht magyarische Untertanen „zur heiligen Krone zurückgekehrt“ sind. Wenn Ungarn sich heute auf seine tausendjährigen Traditionen be ruft, so ist das mehr als die bloss e Feststellung einer räumlichen Kon tinuität oder der physischen Identität der jetzt lebenden Volkseinheit mit der, die vor tausend Jahren hier gelebt hat; es bedeutet das Fort leben einer *Idee*, es bedeutet die gegenwärtige Wirksamkeit und staatsgestaltende Kraft einer politischen Konzeption, die seit nahezu tausend Jahren dieses Staatswesen durchdringt und belebt und unter so schweren Umständen, wie sie vielleicht kein anderes Staatswesen in Europa hat er leiden müssen, lebensfähig und kräftig erhalten hat.

Wenn dergestalt die ungarische „Heilige Krone“, als politische Idee und als lebendige Wirklichkeit, ein Stück Mittelalter darstellt, das noch heute unter uns wirksam gegenwärtig ist, und durch sein Wirken Zeugnis von seiner unerschöpflichen Lebenskraft ablegt, so mag die Frage berechtigt sein: Wie ist diese Konzeption im Ganzen des mittelalterlichen Staatsdenkens zu verstehen, wo ist der Platz der ungarischen Heiligen Krone im politischen Weltbild des Mittelalters? Was bedeutet überhaupt, vom politischen Denken des Mittelalters her gesehen, eine Königskrone, und noch dazu eine solche, die ganz un abhängig von der Heiligkeit ihres Trägers, selbst „heilig“ genannt wird? In welchem Verhältnis steht sie — nicht praktisch-politisch, sondern ideologisch, d. h. der theoretischen Begründung ihres Eigen seins nach — zu der politisch-ideologischen Potenz, die wir als das Rückgrat und Fundament — oder, wenn man will — die Krönung des ganzen politischen Weltbildes des Mittelalters zu betrachten gewohnt sind, zur Idee des Kaisertums, des römischen Reichs, der mittelalter lichen Weltmonarchie? Was bedeuten, mit den Augen des Mittelalters gesehen, die Königskronen neben der römisch-deutschen Kaiserkrone?

•

Die Reichsidee, der Weltherrschaftsanspruch des römischen Im periums, ist eine politische Konzeption, deren Wurzeln noch über das Mittelalter hinausreichen; ihr ursprünglicher geistiger Nährboden ist das Römertum der augusteischen Zeit. Hier ist zum erstenmal der grosse Gedanke einer politischen Weltmacht gefasst worden, die vom Schicksal gewollt, von den Göttern geleitet und beschützt, den recht mässigen, von der Religion geheiligten Anspruch darauf hat, den gan zen Erdkreis zu beherrschen. „Ihrer Herrschaft“ — sagt Jupiter bei *Vergil*, dem Propheten und Dichter des römischen Imperiums — „habe ich weder in der Zeit noch im Raume Schranken gesetzt; end-

los daure das Reich, das ich gab“ (Aeneis I. 282). Ihr Beruf ist — so formuliert Vergil an anderer Stelle (Aeneis VI. 853) den sittlichen Gehalt dieser Herrschaft — „die Stolzen zu beugen, die Gebeugten und Unterworfenen aber milde zu lenken“. So gehorcht schon jetzt — triumphiert *Horaz*, der andere Verkünder römischer Grösse — Medien, Skythien und Indien den Winken Roms, und erzittert vor den Fasces, den Wahrzeichen römischer Herrschaft. Möge die Sonne — so ruft er begeistert aus — auf ihrem glänzenden Wagen das Himmelsrund durchlaufend, nie Grösseres erblicken als Rom, dessen Macht die Götter ewig erhalten mögen, gnädig herabblickend auf die palatinischen Altäre (Horazens Festgedicht zur Jahrhundertfeier). Wie Jupiter im Himmel, herrsche Augustus auf Erden (Horaz, Oden I. 12) als Stellvertreter der Götter, als gegenwärtiger Gott (Oden III. 5) und weder die Bewohner des Ostens, noch die, die das Wasser der Donau trinken, mögen es je wagen, seinen Geboten zu trotzen (Oden IV. 15).

Das Mittelalter hat diese Idee übernommen — und verchristlicht. An die Stelle der Götter tritt Christus, von ihm stammt (durch die Kirche — das ist die welfische Auffassung — oder unmittelbar, nach den Ghibellinen) die Macht des Kaisers, der nicht mehr selbst Gott ist, sondern nur Beauftragter, Vollstrecker, Diener Gottes. *Konstantin der Grosse* war der erste Kaiser, der auf seinen Münzen und Feldzeichen die Symbole der eigenen Göttlichkeit durch das Zeichen des Gottes ersetzte, dem er diente: das Kreuz und das Christusmonogramm. Im übrigen aber lebt die Tradition des alten römischen Reiches ungebrochen weiter. Auf den mittelalterlichen Bildern huldigen die allegorischen Gestalten der Länder und Provinzen *Otto dem Dritten*, ebenso, wie sie es auf den Reliefs der Triumphbogen und Säulen den römischen Kaisern getan haben, *Friedrich Barbarossa* lässt sich, auf Grund seiner Kaiserwürde, *mundi Dominus*, Herr der Welt, nennen, und die Kirche betet für das römische Reich, „unter dessen Schutz Gott die Vorrechte des Apostelfürsten gestellt hat“ (Sacramentarium Leonianum), und für den Kaiser (in der Karfreitagsliturgie), „dass ihm alle barbarischen Völker, die auf ihre Wildheit vertrauen, unterworfen werden, und so dauernder Friede der Christenheit geschenkt werde“. Das ist — ins Christliche übersetzt — die „*pax Romana*“, der Weltfrieden, der durch das Römerreich verbürgt wird. Selbst Christus, — so betonen die mittelalterlichen Staatstheoretiker und Historiker, *Otto von Freising*, ebenso wie *Engelbert von Admont*, der Kanzler *Heinrichs VII.* und wie *Dante* in seiner Schrift über das Kaisertum — selbst Christus hat durch sein menschliches Beispiel die Rechtmässigkeit der

römischen Reichsautorität anerkannt. Als Untertan des römischen Reiches ist er auf die Welt gekommen und wurde unmittelbar nach seiner Geburt in die Liste der Reichsbürger eingetragen (so legt sich das Mittelalter die Volkszählung des *Cyrius* zurecht), und als er starb, und in seinem Sterben die Strafe an der sündigen Menschheit vollzogen und Adams Schuld gebüsst wurde, da sprach das Urteil der einzige Richter, dem die Rechtsprechung über die ganze Menschheit zusteht: das römische Reich, durch den Mund des Statthalters Pilatus. (Die Symbolik dieses Gedankens wirkt noch bis in die Renaissance-malerei fort; auf *Tizians* „*Ecce homo*“ steht vor dem Palaste des Pilatus die Fahne mit dem Reichsadler, das Banner des römisch-deutschen Kaisertums.) Die „ewige Herrschaft“, die Jupiter nach Vergil den Römern verliehen hat (auch Dante beruft sich auf diese Verse), besteht so in christlicher Zeit unverändert weiter. *Roma caput mundi regit orbis gressa rotundi*, — sagt der mittelalterliche Vers. Rom, das Haupt der Welt, lenkt die Zügel des Erdkreises.

*

Inhaber dieser obersten Herrschergewalt aber, dieses Weltherrschaftsanspruchs, der im römischen Reichsgedanken liegt — damit kommen wir zum zweiten Faktor im politischen Weltbild des Mittelalters — ist das deutsche Königtum. Der Ausdruck „römisch-deutsches Reich“ besagt mittelalterlich verstanden die Tatsache, dass das deutsche Königtum zur Ausübung und Vollstreckung der Herrschaftsrechte des römischen Kaisertums berufen ist. Wen die deutschen Herzoge gewählt haben, dass er deutscher König sei, der hat den Anspruch, in Rom zum Kaiser gekrönt zu werden, und das römische Reich zu erlangen. Ob das von *Karl dem Grossen* her so ist, oder erst seit *Otto dem Ersten*, ob man vom Reich der Franken, der Deutschen oder der Sachsen spricht, das macht keinen wesentlichen Unterschied. Die klare Trennung der beiden Gewalten, die Unterscheidung der deutschen Königskrone von der römischen Kaiserkrone, wird auch im ganzen Mittelalter von allen Seiten anerkannt. Nicht darum kann der Papst Einspruch erheben bei der Wahl des deutschen Königs, sagt Papst *Innozenz III.*, weil Deutschland selbst ihm unterworfen wäre, sondern weil der deutsche König dann vom Papste zum römischen Kaiser gekrönt wird, und der Papst das Recht hat, zu prüfen, wen er krönen soll. Und der antipäpstlich gesinnte *Sachsenspiegel* sagt: (III. B. 52) „Die deutschen sollen durch Recht den König wählen. Wenn er dann geweiht wird von den Bischöfen, die dazu gesetzt sind, und auf den Stuhl zu Aachen kommt, so hat er die königliche Gewalt und den

königlichen Namen. Wenn ihn nachher der Papst weiht, so hat er des Reiches Gewalt und den kaiserlichen Namen.“ Dabei besteht aber immer eine besondere Beziehung der Kaiserkrone zu Italien, zur langobardischen Königskrone. Bei der Teilung des karolingischen Reiches wird es als selbstverständlich betrachtet, dass *Lothar*, der Italien erhält, auch den Anspruch auf die Kaiserkrone besitzt, und auch *Otto I.* wird erst dann zum Kaiser gekrönt, nachdem er vorher die langobardische Krone und Italien gewonnen hat. Für den Fall, dass er die langobardische Krone einem anderen übergibt — es ist interessant zu sehen, dass man an diese Möglichkeit gedacht hat — muss er schwören, dass er diesen neuen Inhaber der Krone zum Schutze der Kirche verpflichtet — eine Pflicht, die sonst an der Kaiserkrone haftet. Später wird die eiserne Krone der Langobardenkönige als ein Zubehör der Kaiserkrone betrachtet, die Krönung mit ihr als eine Art Vorbereitung zur Kaiserkrönung. Den römischen Kaiser, — so heisst es in der Schrift „de regimine principum“ zu Anfang des 14. Jahrhunderts — den römischen Kaiser krönt man mit zwei Kronen. Zu Mailand mit der eisernen, die zu Monza bewahrt wird, des zum Gedenken, dass Karl der Grosse die Langobardenkönige besiegt hat, und zu Rom mit der Krone, die der Papst selbst ihm aufs Haupt setzt.

*

Wir verstehen nun, was im Sinne des Mittelalters die Unterordnung der Königskronen unter die römisch-deutsche Kaiserkrone bedeutet. Nicht die Zugehörigkeit zum deutschen Königreich — davon kann höchstens im Falle der langobardischen Krone die Rede sein, und auch das ist, modern ausgedrückt, nur eine „Personalunion“ — sondern die Abhängigkeit vom Kaiser, als dem obersten Schirmherrn der Christenheit nach aussen, als ihrem obersten Richter in ihrem Inneren und als ihrem Anführer im gemeinsamen Kampfe gegen die Ungläubigen. Wie das römische Reich umgeben ist von einem Kranz von Königreichen, die im Inneren ihre Unabhängigkeit bewahrt haben, nach aussen hin aber ständig „Freunde und Bundesgenossen der Römer“ sind, und vom römischen Reiche abhängen, so umgeben nach mittelalterlicher Auffassung das engere Reichsgebiet die Königreiche, deren Herrscher als Könige dem deutschen König gleichrangig sind, aber vor ihm als dem Kaiser und Schirmherrn der Christenheit ihre Häupter beugen und ihm Gefolgschaft leisten. Dass man damals in Byzanz ebenso denkt, beweist die merkwürdige Behauptung eines byzantinischen Geschichtschreibers des 14. Jahrhunderts, *Nikephoros Gregoras*, wonach der Grossfürst von Russland schon zur Zeit Kon-

stantins des Grossen Truchsess des griechischen Kaisers gewesen sei. Das Verhältnis tritt klar hervor bei dem Königreiche, das später am meisten in die Reichseinheit verschmolz, zu einer Zeit, als man unter dem römisch-deutschen Reich nur mehr das engere Reichsgebiet verstand: bei Böhmen. Während der deutsche König die deutschen Herzoge einsetzt und absetzt, steht ihm — nach dem Vertrag von 1126 zwischen *Lothar* und *Sobieslav* — in Böhmen nur die Bestätigung des Herzogs zu, u. zw. in seiner Eigenschaft als Kaiser, so zwar, dass in Böhmen der erwählte Herzog erst dann als Herzog betrachtet werden darf, wenn er die Bestätigung des Kaisers erlangt hat, dass aber der Kaiser nur den bestätigen kann, den das Land erwählt hat. Als Kaiser verleiht *Friedrich Barbarossa* 1158 dem Herzog *Wladislaw I.* die Königskrone, und als 1203 durch *Otto IV.* Böhmen für immer zum Königreich erhoben wird, bestätigt *Innozenz III.* diese Massregel, als eine, die das römische Reich, und nicht nur das Königreich Deutschland betrifft. Ebenso erhebt *Otto III.* den von ihm zum König gekrönten *Miesko* von Polen vorher zum „römischen Patricius“, damit deutlich zum Ausdruck bringend, dass er diese Krönung als römischer Kaiser vollzog. Und als Ungarn 1053 sich von der durch König *Peter* 1146 anerkannten Abhängigkeit vom Reiche wieder befreit, formuliert der Geschichtschreiber *Wibert von Toul*, der im Gefolge des Papstes *Leo IX.* persönlich an den Friedensverhandlungen teilgenommen hat, die Sachlage in folgender Weise: „*Romana respublica subjectionem regni Ungariae perdidit*“. Das römische Reich verlor die Oberherrschaft über Ungarn. Es ist bezeichnend, dass die Belehnung Peters mit dem Königreich Ungarn (auf die seine Nachfolger damit antworteten, dass sie Peters Herrschaft als unrechtmässig betrachteten) in der auch im Verhältnis des Reiches zu Burgund herkömmlichen Weise durch Übergabe einer Lanze erfolgte, während der Kampf und die Unabhängigkeit gerade im Namen der Heiligen Krone geführt wird, so wie auch später noch die ungarischen Herrscher betonen, dass sie diese Krone von keinem anderen weltlichen Herrscher, sondern vom Papste erhalten haben. Wie ist das mit dem mittelalterlichen politischen Weltbilde vom römischen Kaisertum zu vereinbaren, dem alle christlichen Königreiche, alle Länder der Christenheit unterworfen sind?

•

Es gibt — neben der aus der Geschichte uns weitaus geläufigeren und bekannteren Weltreichsidee des römischen Kaisertums, als deren Hauptvertreter oben *Otto von Freising* und *Dante* genannt worden sind — im Mittelalter noch eine andere politische Konzeption, die ein

ganz *anderes politisches Weltbild* ergibt. Ihr literarischer Vertreter im 12. Jahrhundert (genau gleichzeitig mit Otto von Freising) ist *Johann von Salisbury*, der bedeutendste Staatsdenker der Zeit, in dessen Werk ebenso die Politik des *Aristoteles* fortwirkt, wie in Otto von Freising's Weltbild die Traditionen des heiligen *Augustinus*. Der König jedes einzelnen Landes ist für ihn der verkörperte Gesamtwille des Volkes, das lebendig gewordene Gesetz, und als solches ein „Bild göttlicher Majestät auf Erden“. Dieselbe Macht, die unser Gewissen dem Spruch des göttlichen Gesetzes unterwirft, und selbst den Übeltäter zwingt, sein Unrecht zu erkennen, beugt auch die Stolzen und Gewalttätigen, selbst wenn sie äusserlich die Macht hätten, sich zu widersetzen, unter die Gebote des Herrschers — wenn und so lange er wirklich das „Gewissen des Volkes“, der Vollstrecker des göttlichen Gesetzes, der Diener der göttlichen Gerechtigkeit ist. Hört er auf, das zu sein, so ist er ein Tyrann, dem man nicht nur keinen Gehorsam mehr schuldig ist, sondern auch keinen Gehorsam mehr leisten soll, weil sein Gebot dem Sittlichkeitsgebot widerstrebt. Diese Herrscher-gewalt hat er — jeder einzelne König, der zum Haupte seines Landes eingesetzt ist — von Gott selbst, und bedingt ist sie nur dadurch, dass sie an das Sittengesetz gebunden ist, dass ihre Rechtmässigkeit nur so lange besteht, als der König Vertreter der Gerechtigkeit, Vollzieher der göttlichen Gebote ist. Was die Christenheit zu einer politischen und geistigen Einheit zusammenfasst, ist also nicht eine gemeinsame oberste politische Macht, sondern das gemeinsame Sittengesetz, das in jedem einzelnen Lande, in jedem einzelnen Staate die Rechtmässigkeit der politischen Macht bedingt, die im übrigen von jeder anderen Macht, von jeder anderen Krone unabhängig ist. Johann von Salisbury bestreitet nicht das Recht des römischen Kaisers auf den Kaisertitel, der, als solcher, höheren Glanz hat als der königliche Name. Er leugnet aber entschieden die Rechtsnachfolge des mittelalterlichen Kaisertums nach dem alten Römerreich. Das Römertum (so sehr er es schätzt und verherrlicht, und in seinen politischen Werken als das leuchtende Vorbild jeder politischen Gemeinschaft feiert) ist für ihn vorbei, gehört nur mehr der Geschichte und der Vergangenheit an. (Es ist aber für ihn bezeichnend, dass er, wohl unter dem Einfluss aristotelischer Staatsauffassung, viel mehr die Zeiten der römischen Republik, des freien Gemeinwesens betont, als die Imperium-Ideologie eines Vergil- und Horaz.) Dass das mittelalterliche Reich den Titel des römischen Reiches geerbt hat, ist ebenfalls eine geschichtliche Tatsache, aus der kein weiterer Rechtsanspruch abgeleitet werden kann. Abgesehen von diesem Ehrevorrang, ist das römische Reich ein Staat unter den ande-

ren, unabhängig von ihnen, so wie sie es von ihm sind. Diese Auffassung, die mit Johann von Salisbury die englischen und französischen Geschichtschreiber seiner Zeit (*Wilhelm von Malmesbury*, *Ordericus Vitalis*) teilen, ist der Ausgangspunkt der modernen nationalstaatlichen Entwicklung, in deren Verlauf auch zu Beginn der Neuzeit aus dem römischen Reich deutscher Nation, das von Sizilien bis Dänemark, von Burgund bis Polen reichte und prinzipiell den Anspruch auf die Herrschaft über alle Königreiche der Christenheit stellen musste, ein „Deutsches Reich“ wurde, dessen Staatsbewusstsein mit den Grenzen der deutschen Volkseinheit zusammenfiel, wenn es auch als verhängnisvolles Erbe der früheren Zeit den Partikularismus mit in die Neuzeit herübernahm. Ein typisches Beispiel dieses Unabhängigkeitsbewusstseins der mittelalterlichen Königreiche der Reichsidee gegenüber ist die Begründung, mit der die französischen Gerichtshöfe im 15. Jahrhundert das römische Recht rezipierten, das im Mittelalter als Reichsrecht galt und dessen Annahme als Anerkennung der Reichsoberhoheit hätte gedeutet werden können. Sie taten dies, sagen sie „non ratione imperii sed imperio rationis“ nicht kraft der Zugehörigkeit zum Reich, sondern unter dem Gebot der Vernunft, (weil das römische Recht das rationellere, durchdachtere, systematischere ist). Keine andere politische Macht, sondern nur das Sittengesetz und das Gebot der Vernunft steht nach dieser Auffassung über dem Königtum; darum wird auch die Königskrone von der Macht verliehen, die keine politische Macht ist, wohl aber, nach der Auffassung des Mittelalters, die höchste sittliche Macht, der Garant des gemeinsamen christlichen Sittengesetzes, das die von einander politisch unabhängigen Staaten zu einer höheren geistigen und moralischen Einheit zusammenschliesst: von der Kirche. So hat die ungarische Krone Papst *Sylvester II.* dem heiligen *Stephan* übersandt, und die Krönung wird, wie in den andern Ländern, von dem ersten Erzbischof des Landes, dem Vertreter der Landeskirche vollzogen. In diesem Sinne ist die Krone, als Symbol der unabhängigen Staatsgewalt des Volkes, die von der höchsten sittlichen Macht sanktioniert ist und auf dem sittlichen Wert dieser Gewalt beruht, als „Gewissen des Landes und des Volkes“ eine *Heilige Krone*.

GERMANENFUNDE AM RHEIN IM LICHT DER SÜDOSTEUROPÄISCHEN ARCHÄOLOGIE*

VON NÁNDOR FETTICH

Die kulturgeschichtliche Bedeutung des Rheines und des Rheinlandes, als einer uralten Handelsstrasse, ist seit langem wohlbekannt. Um nur eine Tatsache zu erwähnen, hat die skandinavische Welt jahrhundertlang die bedeutendsten Impulse ihres wirtschaftlichen und geistigen Lebens von hier aus erhalten.

Eine andere grosse Handelsstrasse, die Donau, verbindet die Rhein- gegend mit den Ländern Südosteuropas. Die Bedeutung dieser Strasse wurde von der Fachliteratur nicht minder geschätzt, ja sie wurde durch volkstümliche Bücher — auch literarisch, z. B. durch das *Nibelungen- lied* — allgemein bekannt. Daher sollen in den Forschungsergebnissen der Fachliteratur nicht Lücken nachgewiesen werden, wenn ich im Folgenden die Probleme der rheinländischen Germanenfunde in neuer Beleuchtung besprechen will. Vielmehr werden wir sehen, welche wertvolle Ergebnisse über die Rolle des Rheinlandes in der neueren Fachliteratur erzielt wurden.

Ich bin nun in der Lage, auf Grund der beinahe zwei Jahrzehnte umfassenden ungarischen Forschungen in sämtlichen Ländern Südosteuropas (auch Russland eingerechnet) auch die Probleme des Rheinlandes zu behandeln. Hiedurch werden einerseits die neueren Forschungsergebnisse bestätigt, andererseits neue Angaben und Gesichtspunkte zum Studium der verwickelten Probleme des Rheinlandes geliefert; vielleicht können auf diese Weise einige einschlägige Fragen der endgültigen Klärung näher gebracht werden.

In mehreren Arbeiten und Vorlesungen, zuletzt in Berlin und München (siehe meinen ersten Vortrag über die *Anfänge der germanischen Kunstentwicklung* im Aprilheft 1941 dieser Zeitschrift) hatte ich Gelegenheit, auf Grund des hunnischen Denkmalbestandes über die grosse Bedeutung der Hunnen für die germanische Welt ausführlicher

* Vortrag, gehalten an der Universität Frankfurt a/M. am 28. Januar 1941.

berichten zu können. Aus der Geschichte ist allgemein bekannt, dass Attila mit seinen Hunnen u. a. auch das Rheinland aufsuchte und dass diese westlichen Gebiete Europas Schauplätze bedeutender geschichtlicher Ereignisse wurden. Nun interessiert uns die Frage, welche Spuren diese Ereignisse im archäologischen Denkmalmaterial hinterliessen und welche Ergebnisse für die Geschichte selbst aus diesen archäologischen Funden gezogen werden können. Welche Bedeutung kommt der Hunnenkultur für die altgermanische Welt zu und welche Rolle spielte in dieser Hinsicht das Rheinland?

Die Problemstellung erscheint in dieser Form vielleicht etwas neuartig. Aber sie wird durch die neueren archäologischen Ergebnisse der ungarischen Forschung ermöglicht, seitdem sich der hunnische Nachlass von dem der Goten in Südrussland durch die Arbeit von A. Alföldi absondern liess (etwa seit 1932). Neue wichtige Quellen erschliessen sich hier für die germanische Vorgeschichte, neue Möglichkeiten eröffnen sich hier für die weitere Forschung.

Wie aus der Geschichte bekannt ist, wurde das militärische und politische Zentrum des Hunnenreiches von Südrussland nach Ungarn, in die Gegend der mittleren Theiss verlegt. Die archäologischen Denkmäler der Hunnen in Ungarn umfassen das Karpathenbecken. Wichtigste Hunnenfunde kamen im Komitat Baranya, bei Fünfkirchen (Pécs) und bei Szeged zum Vorschein. Bei Szeged wurde ein aus über 100 Stücken bestehender, über ein Kg schwerer, aus einer Fürstenbestattung stammender Goldfund, gemacht. Heute setzt sich die Erkenntnis durch, dass alle diese Funde nach Ungarn eingeführte Erzeugnisse des hunnischen Mutterlandes sind, und dass der Schauplatz der hunnenzeitlichen Kunsttätigkeit auch zur Zeit Attilas Südrussland geblieben war. Brennpunkte dieses Mutterlandes waren Pantikapaion, das heutige Kertsch, die Gegend der Don-Mündung, und im Westen die Gegend der heutigen Stadt Kiew. Zu diesen Zentren gehörte ein riesiges Hinterland, die Steppenwelt von Südrussland, das Mutterland der hunnischen Kultur. Die Grenzen des Hunnenreichs waren an den meisten Stellen unsicher. Auf einigen Gebieten kann mehr von hunnischem Einfluss als von hunnischer Oberhoheit gesprochen werden. Gegen Westen war sicher die Rheingegend das letzte solche Grenzgebiet.

Welche sind nun die archäologischen Spuren der Beziehungen des Rheinlandes zu dem Hunnenreich? Während der letzten Jahre wurden mehrere Funde aus dem Elsass, bezw. Rheinland in der deutschen Fachliteratur veröffentlicht (Mundolsheim, Altsussheim). Diese sind sicher aus dem inneren Leben und den kulturellen Verhältnissen des Hunnenreiches zu erklären. Den Fund von Mundolsheim mit seinen kenn-

zeichnend hunnischen Gegenständen könnte man sogar leicht mit irgendeinem anderen von Ungarn, oder von der Wolgagedend austauschen.

Um aber einen tieferen Einblick in dieses verworrene und unklare Zeitalter zu gewinnen, soll hier ein berühmter Goldfund des Rheinlandes, der Fund des Museums Wiesbaden aus Wolfsheim (Gesamtbild des Fundes: Abb. 1) besprochen werden. Die einzelnen Goldstücke zeigen recht verschiedene Formen und Stilrichtungen. Gewiss stammen sie auch nicht von derselben Stelle. Aber gerade diese Zusammenstellung der verschiedensten Gegenstände ist für die wirtschaftlichen, bezw. kulturellen Beziehungen des Hunnenreiches sehr kennzeichnend. Der ganze Fund mit der römischen Münze wäre viel leichter in ungarländischer oder südrussischer Umgebung, als in der Rheingegend vorstellbar. Der grosse goldene Halsring und die Goldfibel mit umgeschlagenem Fuss (Abb. 1, 8) sind südrussische Erzeugnisse. Sie spielten in der westeuropäischen Entwicklung nicht jene grosse Rolle, wie die übrigen Goldstücke des Fundes. Wohl aber lebten Abkömmlinge dieser beiden Formen bei den Völkern des Dnjepr-Gebietes, Siebenbürgens und Ungarns noch Jahrhunderte lang fort. Die verschiedenen Goldschnallen und der massive Goldarmring (Abb. 1, 4—6, 7) sind in der Gotenkultur fest eingebürgerte Formen, und waren in ganz Europa weit verbreitet. In Südosteuropa lassen sie sich nicht so leicht von den Gotenfunden absondern, so häufig sie auch in Hunnenfunden vorzukommen pflegen.

Im Wolfsheimer Fund liegt jedoch ein steinverziertes Zierstück mit Hängeglied vor, das uns noch weiter nach Osten führt (Abb. 1, 2). Die schachbrettartige Einteilung der Ausschnitte mit den Steineinlagen verriet allein schon auf den ersten Blick die persische Herkunft. Eine persische Inschrift in Pehlevi-Lettern auf der Rückseite weist gleichfalls klar auf die persische Herkunft des Stückes hin. Diese Inschrift enthält den Namen des ersten Sassanidenherrschers (Ardaschir, gestorben i. J. 241). Durch die Angabe dieses Namens wird das Stück selbst als der älteste Gegenstand des Fundes bestimmt. Dies bestätigen auch die starken Abnutzungsspuren und Beschädigungen (Abb. 2, 1a—c). Beachtenswert ist hier, wie wir weiter sehen werden, die wechselnde Anordnung der eckigen und runden Abschnitte mit den flachen roten Steinen.

Die römische Goldmünze (Abb. 2, 5) stammt von Valens, also aus der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts. Sie ist verhältnismässig wenig abgenutzt, kann daher zu den jüngsten Stücken des Fundes gerechnet werden. Hiedurch wird somit auch die Zeit des ganzen Fundkomplexes auf die letzten Jahrzehnte des 4. Jahrhunderts festgelegt.

Was soll nun ein solcher Fund in der frühen Hunnenzeit im Rheinland zu bedeuten haben? Auch bei der Durchforschung des archäologischen Materials anderer Gebiete und Zeiten stellte es sich heraus, dass den politischen oder militärischen Handlungen einzelner Nomadenvölker kürzere oder längere, Handels- und kulturelle Beziehungen vorangingen. Auf diese Weise gerieten die Steppenvölker, die eigentlich Inhaber von Handelskarawanen und ihrer bewaffneten Begleitung waren, in unmittelbare Bekanntschaft mit den Völkern der betreffenden Gebiete. Dies ist die geschichtliche Bedeutung auch des Fundes von Wolfsheim. Der Fund soll mit seiner eigentümlichen Zusammensetzung nicht unbedingt mit einem Stamm des Germanenvolkes in Zusammenhang gebracht werden, sondern ist ausschliesslich aus den inneren Verhältnissen des Hunnenreiches zu erklären. Solche persische Golderzeugnisse, wie die von Wolfsheim, gelangten über den Kaukasus ins Hunnenreich und wurden dort weiter nachgeahmt. Der kimmerische Bosphorus und sein nächstes Hinterland, die Dongegend, vor allem die Stadt Pantikapaion, haben unter anderen auch diese Nachahmungen massenhaft hergestellt. Aus dem erwähnten Fürstengrab bei Szeged kann ich ein gleichfalls in Gold gearbeitetes barbarisches Parallelstück der Wolfsheimer Perserarbeit zeigen (Abb. 3, 1). Auch hier sind die runden Abschnitte schachbrettartig angeordnet. Als Einlagen wurden — wie nach den wenigen Spuren geurteilt werden kann — blaue Glasscheiben verwendet. Auch dieses Goldstück trägt eine Inschrift, aber keine persische, sondern den alten südrussischen Verhältnissen entsprechend, eine aus griechischen und barbarischen Lettern bestehende, punktierte — vorläufig noch nicht ganz einwandfrei gelöste — Inschrift (Abb. 3, 1a).

Die Goldschale von Szeged und ihre Begleitfunde stammen alle aus dem Hinterland der genannten Küstengebiete des Schwarzen Meeres.

Auch der Fund von Wolfsheim und die anderen Hunnenfunde des Rheinlandes sind aus diesem Kreis herausgerissen. Durch sie wird daher die westliche Ausbreitung des hunnischen Kulturkreises in der frühesten Zeit der Hunnenherrschaft dargelegt.

Der hunnische Kulturkreis war von ausserordentlichem Einfluss auf die kulturelle Entwicklung der verschiedenen Germanenvölker, wie sich dies in ihrem archäologischen Nachlass genau widerspiegelt. Bereits die Goten Südrusslands brachten zahlreiche Bestände der antiken Steppenkultur nach Westen mit sich. Für uns ist jetzt nur wichtig, einen Unterschied zu machen bei der Untersuchung der einschlägigen Funde, zwischen den Germanenvölkern und den ausgesprochenen Rei-

ternomaden der Steppenwelt. Der Fund von Wolfsheim kann somit gewiss nicht für kennzeichnend germanisch gehalten werden. Wer waren nun die Hunnen?

Erst durch die neuere ungarische Forschung wurde die Aufmerksamkeit der Fachkreise auf die Unhaltbarkeit der Gleichstellung der Hunnen Attila's mit den Hiung-nus der chinesischen Annalen gelenkt. Diese „Hunnen“ sollen natürlich eine rohe Mongolenhorde gewesen sein, die nicht die geringste Kultur aufzuweisen gehabt hätten. Nun kam der Wissenschaft die Bestimmung des archäologischen Nachlasses der europäischen Hunnen zur Hilfe. Anfangs wurden gewisse Denkmäler, die berühmten Opferkessel, noch als Überbleibsel aus der innerasiatischen, ja sogar ostasiatischen Zeit der „Hunnen“ gewertet. Diese Bestimmung scheint somit auf der Grundlage der Gleichstellung von Hunnen und Hiung-nus zu stehen. Die neuesten ungarischen Forschungen brachten indessen die überraschende Erkenntnis, dass selbst diese letzten archäologischen Stützpunkte der Gleichstellung hinfällig gemacht werden müssen, indem sich die erwähnten Bronzekessel als Produkte der Dongegend, u. zw. unter stärkstem iranischem und germanischem Einfluss stehend, erwiesen. Vermag der Miniaturkessel (Kelch) von Szeged (Abb. 3) auf eine Verbindung der Hunnenkultur Südrusslands mit Iran hinzuweisen, so wird eine kritische Revision des gesamten hunnischen Denkmalbestandes diese Beziehung — die wohl auch ethnologisch zu erklären ist — nur noch in höherem Masse bestätigen können. Schon heute kann gesagt werden, dass in dem ganzen archäologischen Nachlass der europäischen Hunnen nicht ein einziges Fundstück zu finden ist, das uns nach Innen- oder Ostasien zurückführen könnte. Soweit ein authentisches, methodisch bearbeitetes Denkmalmaterial auch für die geistige Kultur des betreffenden Volkes Aufschlüsse zu geben vermag, eröffnet uns der hunnische Nachlass das Bild uralter iranischer Kultur in Lebensformen der südrussischen Steppenwelt. Dazu kommt noch die vorläufig im Anfangsstadium befindliche Anthropologie der europäischen Hunnen. Der mongoloide Einschlag ist, wie in allen Steppenkulturen, auch hier festzustellen. Die Hauptmasse des hunnischen Kernvolkes scheint jedoch rassisch entschieden mit Iran zu tun zu haben. Es muss daher bei dem weiteren Studium der engen Beziehungen der Hunnen und der Germanenvölker Südosteuropas auch mit einer ethnologischen Begründung gerechnet werden.

Sehen wir nun, wie sich diese Bestände der frühesten Hunnenkultur im Rheinland weiterentwickelt haben. Ich will jetzt nicht die Fülle des einschlägigen Materials anführen, sondern beschränke mich lediglich auf das Minimum von Beispielen, um die Übersicht zu erleichtern.

Unter Nr. 1—14 der Abb. 4 ist der Fund des Museums Worms aus Flonheim zu sehen. Wahrscheinlich wurden sämtliche Stücke im Rheinland selbst gefertigt. Die Zusammensetzung des Fundinventars und die technische Ausführung der Metallsachen weisen jedoch auf die engsten Zusammenhänge mit den typisch hunnischen Funden.

Jetzt soll nur das Schwert mit seinen goldenen Beschlägen (Abb. 4, 1) betrachtet werden. Das Mundblech der Scheide habe ich auch in ausgebreiteter Zeichnung unter dem Schwert dargestellt (1a). In seiner Mitte befindet sich ein runder, dann beiderseits je ein eckiger und ein mandelförmiger Ausschnitt für die flachen, roten Steine, wie auf dem persischen Stück des Wolfsheimer Fundes (Abb. 2, 1). In der Anordnung dieser Ausschnitte kommt gleichfalls das Prinzip der Abwechslung zum Ausdruck. Allerdings hat der kleine Umfang der zu verzierenden, glatten Oberfläche die Möglichkeiten des Goldschmiedes in der Anordnung eng beschränkt. Ein Vergleich der Technik und des Stils dieser beiden Goldschmiedearbeiten zeigt den engen Zusammenhang.

Wiederholt habe ich den Fürstengrabfund bei Szeged erwähnt. Als barbarisches Parallelstück der persischen Goldsache des Wolfsheimer Fundes habe ich die Goldschale des Szegeder Fundes (Abb. 3) gezeigt. Um darzustellen, dass diese Art des Scheidenmundblechs mit der kennzeichnenden Montierung gleichfalls aus dem hunnischen Kulturkreis entlehnt wurde, ziehe ich wieder das Beispiel aus dem Fund von Szeged heran. Das Schwert dieses Fundes ist nicht erhalten. Nur Bruchstücke seiner Beschläge sind auf uns gekommen. Unter diesen kommt merkwürdigerweise das Gegenstück des Flonheimer Scheidenmundblechs vor (Abb. 4, 15—17). Die Übereinstimmungen bestehen nicht so sehr in stilistischen Einzelheiten, obwohl die Oberfläche auch hier mit roten Steinen verziert ist, als in denselben technischen Griffen, die in beiden Fällen vorkommen: das verzierte Feld ist mit gekerbtem Draht umrahmt, ausserdem sind an beiden Seiten, wo sich das Mundblech der Scheidenformen entsprechend umbiegt, glatte goldene Felder mit kanneliertem Band umrahmt, verwendet. Diese technische Lösung ist für die südrussische Goldschmiedekunst der Goten und Hunnen besonders kennzeichnend.

Es ist nicht notwendig, die Beziehungen des Rheinlandes zum Hunnenreich archäologisch weiter auszuführen. Wir dürfen uns mit dem Hinweis begnügen, dass die grosse Schnalle des Fundes von Flonheim sowohl technisch als auch stilistisch auch unter den Hunnenfunden der unteren Wolgagegend vorkommen konnte, obwohl sie — wie schon gesagt — wahrscheinlich im Rheinland selbst hergestellt wurde.

Auch die übrigen Stücke des Fundes erinnern an die Hunnenfunde von Südosteuropa.

Mit Hilfe dieser wenigen Funde habe ich jetzt auf die Beziehungen des Rheinlandes zu dem hunnischen Mutterland hingewiesen, das jahrhundertlang unter starkem iranischem und griechischem Einfluss gestanden hatte. In der deutschen Fachliteratur wird dieser Prozess des südosteuropäischen Einflusses „Donauländischer Kulturstrom“ genannt. Nur die Erkenntnis des Anteils und der Bedeutung der Hunnenkultur bei dieser hat sich in der Literatur noch nicht durchgesetzt.

Erst die erwähnte neueste Bestimmung des archäologischen Nachlasses der Hunnen ermöglicht es, die Funde des Rheinlandes in richtigere Beleuchtung zu stellen. Eine Revision des ganzen Fundbestandes im Rheinland wäre in dieser Hinsicht wünschenswert.

Nun untersuchen wir weiter, welche Rolle dem Rheinlande, — infolge dieser auch durch geschichtliche Quellen belegten engen Verbindungen zwischen Hunnen und Germanen — in den folgenden Jahrhunderten zukommt.

In meinem ersten Vortrag im Aprilheft dieser Zeitschrift habe ich über die hunnische Anregung einer gewissen Stilrichtung in der frühen germanischen Kunst, die in der Literatur einfach Stil II genannt wird, ausführlich gehandelt. Im Gegensatz zu Stil I, der seinen Ausgangspunkt in den halb römischen, halb barbarischen Kerbschnittbronzen der provinzialrömischen Kunst gehabt hatte, lässt sich Stil II auf die späthunnische Kunst in Südosteuropa zurückführen. Einzelheiten hierüber bitte ich in meinem ersten Vortragstext nachzulesen. Die führenden Völkerschaften des Hunnenreichs, die nach Attilas Tode ins Mutterland zurückgekehrt waren, haben in einigen Gebieten, vor allem in der Gegend des mittleren Laufes des Dnjepr, neue Kulturgruppen gebildet und vereint mit den Urbewohnern dieser Gegenden einen mächtigen Aufschwung im wirtschaftlichen und geistigen Leben Südrusslands herbeigeführt. Die früheren wirtschaftlichen Beziehungen des Hunnenreiches zur griechischen (ich meine Byzanz) und persischen Welt wurden jetzt erneut, ein reger Verkehr mit den westlichen Germanenvölkern setzte ein. Die Donaulinie gewann nun als Handelsstrasse ihre alte Bedeutung zurück. Ungarn und Bayern haben die besten Anfänge der einsetzenden Kunstentwicklung von Stil II aufzuweisen.

In der schwedischen Fachliteratur wird neuestens das Auftreten gewisser Golderzeugnisse in Stil II auf skandinavischen Gebieten sehr richtig mit kontinentalgermanischen Anregungen erklärt. Als Quellengebiete werden westgermanische Gebiete, vor allem das Rheinland genannt. Gleichzeitig wird sehr richtig auch auf die Hunnen hingewiesen,

die die besten orientalischen Erzeugnisse mit sich nach Europa gebracht hätten. Stil II soll am frühesten im Rheinland vorhanden gewesen sein, u. zw. in der ersten Hälfte des 6. Jh.-s, „bei einem Volk, das die spätrömischen Überlieferungen — wie es in der schwedischen Literatur heisst, — am besten aufzubewahren vermochte (Trier, Köln, Mainz)“. Offensichtlich wird hier der spätrömischen Abstammung des Stils II gedacht, nicht aber der Expansion der Hunnenkultur nach dem Rheinland, obwohl auch die Bedeutung der Hunnen erwähnt wird. Die schwedische Literatur hat somit nicht alle Konsequenzen der Bestimmung der Rolle der Hunnen gezogen, sondern im Gegenteil auf die spätrömische Kunst, als Quelle für Stil II hingewiesen.

Das Ergebnis meiner Ausführungen lässt sich folgendermassen zusammenfassen: das Auftreten des Stils II im Rheinland hat seine Voraussetzungen in diesem Gebiet schon in den frühesten Hunnenzeiten, wohl auch ethnologisch begründet, gehabt. Das Rheinland war gleichfalls, wie Ungarn oder Bayern, für die spätere Entwicklung vorbereitet. Daher werden auf diesen Gebieten des Hunnenreiches die bedeutendsten Goldsachen, die frühesten Hunnendenkmäler gefunden. Auch die frühesten Vertreter des Stils II sind eben aus diesem Grunde auf diesen Gebieten zu finden.

Die skandinavische Welt hat die wertvollsten Anregungen ihrer Kunstentwicklung unzweifelhaft von der alten Kultur des Rheinlandes gewonnen. Allein nicht nur die provinzialrömische Kulturschicht des Rheinlandes, wie es bisher angenommen wurde, sondern noch mehr die nach dem Rheinland verzweigte hunnische Kultur war es, die die Kunst des schöpferischen Ostens nach Westen und mittelbar nach Skandinavien zu verpflanzen vermochte.

Die iranische Welt hat wieder einmal Grundlagen für gewisse Stilrichtungen in der Kunst der stammverwandten Germanen geschaffen. Ethnologisch und historisch gefasst waren es die Hunnen mit ihrer iranischen Oberschicht, die während ihrer heldenhaften Handlungen in Europa einige Grundlagen der folgenden Kunstentwicklung niedergelegt hatten.

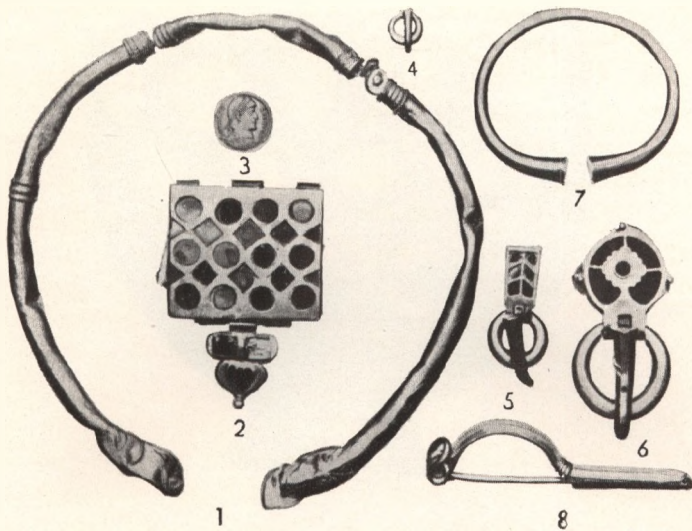


Abb. 1 : Gesamtbild des Fundes von Wolfsheim (Nassau). Wiesbaden, Museum.

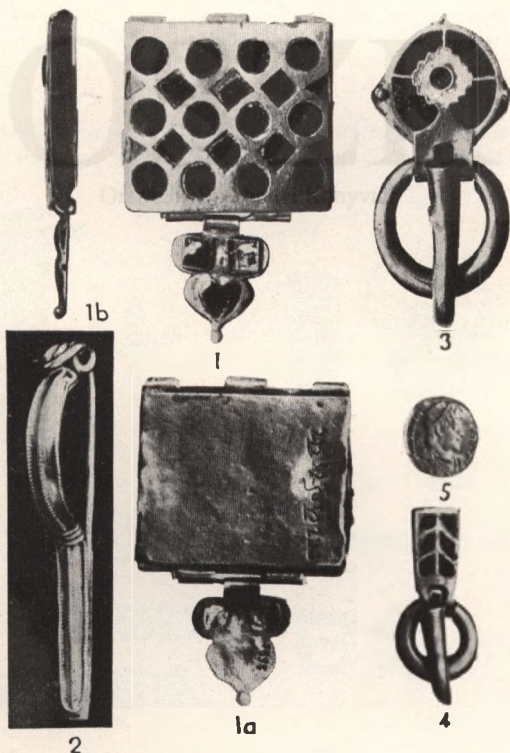


Abb. 2 : 1 a—c, Goldenes Zierstück mit Hängeglied, auf der Rückseite persische Inschrift. — 2. Südrussische Goldfibel. — 3—4. Goldschnallen. — 5. Goldmünzen Kaiser Valens' (364—378).

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

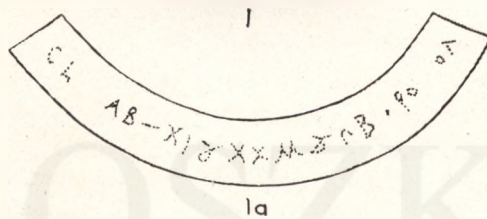


Abb. 3: 1. Miniatürkessel (Kelch) aus Gold. Fürstengrabsfund von Szeged-Nagyszéksős.
1a. Punktierte Inschrift auf der Innenseite seines Standringes.

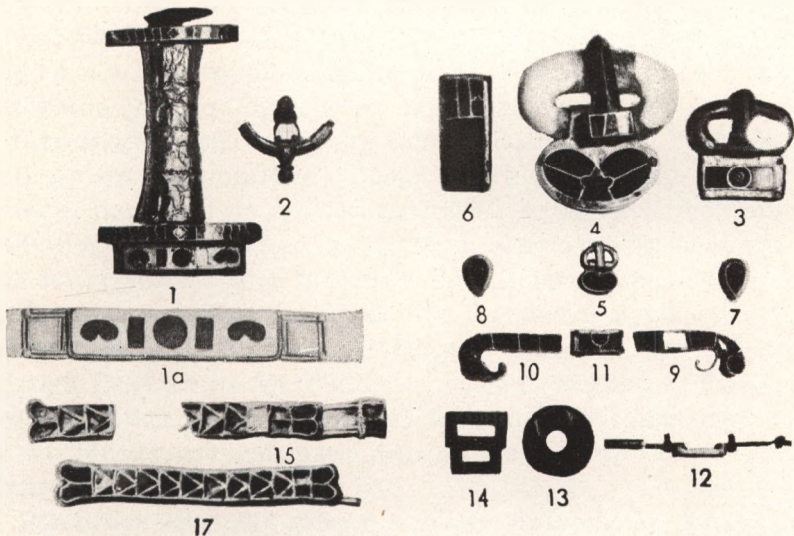


Abb. 4: 1—14. Germanenfund von Flonheim (Worms, Museum). — 1a. Ausgebreitete Skizze des Scheidenmundblechs. — 15—17. Bruchstücke vom Scheidenmundblech des Fundes von Szeged-Nagyszéksős.

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

UNGARISCHE HUSAREN IN AUSLÄNDISCHEM DIENSTE

VON EMERICH von SUHAY

Als leichte Reiter besaßen die ungarischen Husaren seit Jahrhunderten einen Weltruf. Die langen Türkenkriege waren eine vorzügliche Schule für die Ausbildung der verwegenen, kühnen und flinken Reiter, die stets dort auftauchten, wo man sie am wenigsten erwartete, um dann Verwirrung und Unheil stiftend zu verschwinden.

Das Element der Husaren war der Kleinkrieg. Doch kämpften sie nicht nur zu Pferde, sondern auch zu Fuss; mit dem Karabiner in der Hand erstürmten sie sogar Festungen. Nach den grossen Türkenkriegen mussten zahlreiche Soldaten entlassen werden, wobei auch religiöse Gegensätze mitspielten. Die grösstenteils protestantische Mannschaft *Thököllys* und *Rákóczis* zog aus dem Lande und bot ihre Dienste fremden Mächten an. Bereits 1690 werden in Frankreich die ersten ungarischen Husaren genannt.

Das erste Husarenregiment bildete hier *Baron Corneberg*, doch wurde dieses, ebenso wie die übrigen, bald wieder aufgelöst. 1705 stellt Oberst Paul *Deák* wieder ein neues Husarenregiment auf, das 1709 Spanien überlassen wird. 1704 wurde das vierte französische Husarenregiment aus Ungarn gebildet, die nach der Schlacht bei Höchstädt in französische Dienste übergetreten sind. Ihr erster Kommandant war ein französischer Offizier, *Saint-Genies*, doch bereits 1707 übernahm das Regiment der ungarische Oberst *Georg von Ráttky*. Er und seine Reiter zeichnen sich im spanischen Erbfolgekrieg wiederholt aus. Marschall *Villars* spricht öfter mit warmer Anerkennung über das Regiment. *Ráttky* wird später Brigadier und General, und stirbt 1742 in den Kämpfen bei Prag den Heldentod. In seinem Regiment diente als Oberstleutnant Graf *Ladislaus Berchényi*. Dieser wirbt 1720 aus den Kurutzen *Rákóczis* in der Türkei ein neues Regiment, das man als Stammformation der französischen Husaren bezeichnen darf. Es war dies ein Musterregiment, nach dem man die ganze leichte Kavallerie Frankreichs ausbaute.

Berchényi zeichnete sich mit seinen Husaren im polnischen und österreichischen Erbfolgekrieg mehrmals aus. Später wurde er Inspek-

tor der Kavallerie und Marschall. Er ist auf seinem Gut Luzancy in Frankreich begraben.

Auch zwei Grafen *Eszterházy* errichteten ungarische Regimenter, die mit Nr. 2 und 3 bezeichnet wurden. Die drei Husarenregimenter bestanden bis zum Weltkrieg und wurden zur Unterscheidung von den späteren, aus französischer Mannschaft gebildeten Regimentern nicht „Hussard“s, sondern „Houzard“s genannt.

Wohl kehrte ein Teil der Offiziere und der Mannschaft nach Beendigung des österreichischen Erbfolgekrieges in die Heimat zurück, die grosse Mehrzahl blieb indessen in Frankreich.

Die Uniform dieser Regimenter — die Husaren trugen hellblaue Pelze, Dolmans und Hosen — war ganz ungarisch, ebenso das Zaumzeug der Pferde. Nach 1762 erhielten diese Husarenregimenter grüne Dolmans und Pelze, und rote Hosen. Auch die Säbeltaschen waren rot, mit einer Litze geschmückt. Noch Ende des 18. Jahrhunderts leistete die Mannschaft den Eid in ungarischer Sprache. Als man 1928 das französische Husarenregiment Nr. 1. auflösen wollte, veröffentlichte der letzte Kommandant des Regiments im Weltkriege, Oberst *d'Amade* eine Studie *La Suppression du 1-er hussards*, in der er dagegen Stellung nahm, dass ein ruhmreiches Reiterregiment der Armee von über 200 Jahren aufgelöst werde. Tatsächlich liess die Regierung darauf das Husarenregiment Nr. 1. als Reiterregiment bestehen.

Der zweite Staat, in dem ungarische Husaren in grösserer Anzahl dienten, war Preussen. *Friedrich Wilhelm* organisierte aus Überläufern und Deserteuren „Husarenkorps“; bei seinem Tode bestanden zwei solche mit insgesamt 9 Schwadronen. Doch erst *Friedrich der Grosse* erkannte die volle Bedeutung der leichten ungarischen Kavallerie *Maria Theresias*. Um ihr ebenbürtige Truppen entgegenstellen zu können, entschloss er sich ungarische Offiziere als Instruktoren und Mannschaften in seine Dienste zu nehmen. 1743 sandte er zu diesem Zwecke Oberstleutnant *Bornstedt* nebst einigen Offizieren mit folgender Weisung zur Kaiserin und Königin *Maria Theresia*: „Instruction. Vor den Obristen von *Bornstedt*, *Geslerschen* Regiments, wie solcher sich nebst deren übrigen Offiziers, welche Seine Königliche Majestät, als *Volontairs* zur Königlichen Ungarischen Armee, in die nächst bevorstehende Campagne schicken, verhalten soll“.

Beachtenswert ist, dass *Friedrich d. Gr.* in dieser Instruktion von der ungarischen und nicht von der österreichischen Armee spricht. Die höheren Offiziere waren bei den Stäben, während man die übrigen den Husarenregimentern zugeteilt hatte. Diese sollten den Dienst bei den ungarischen Reitern gründlich kennenlernen und über ihre Erfahrun-

gen berichten. Friedrich d. Gr. wollte nicht ganze Verbände in seine Armee übernehmen, nur einzelne tüchtige Offiziere und Unteroffiziere. Äusserst schmeichelhaft für die Husaren des Generals *Nádasdy* ist der Bericht Bornstedt's über das Gefecht bei Simbach. Den kühnen Angriff der Husaren, die die bayerischen Reiter über den Haufen warfen, erwähnt er im Originalbericht folgendermassen: „in den stärksten Galop, den nur ein Pferd auf der Jagd immer haben kann und mag . . .“ In die Armee des Soldatenkönigs meldeten sich etwa 25 ungarische Offiziere, unter diesen Oberstleutnant *von Babochay* von den *Baranyaer* und Rittmeister *Halász* von den *Beleznay-Husaren*. Dieser zeichnete sich wiederholt aus, kehrte aber 1757 nach Ungarn zurück. Maria Theresia hatte — wie es in ihrem Reskript vom Mai 1744 heisst — gegen den Übertritt ihrer Offiziere nichts einzuwenden, falls dieser in entsprechender Weise, d. h. nach Beendigung des Feldzuges erfolgte.

Eine bedeutsame Rolle spielte in Preussen Rittmeister *Ruesch* von den „Husaren des Pester Komitates“. Mit 300 seiner Reiter hatte er das neugebildete Gessler'sche Ulanenkorps gleich bei seinem ersten Auftreten vollkommen zersprengt. *Friedrich II.* gefiel die Kühnheit und das mit echt husarenmässiger Verschlagenheit gepaarte Draufgängertum des Rittmeisters; nach dem Friedensschluss übernahm er ihn in seine Dienste. *Ruesch* wurde Chef des 5. sogenannten schwarzen Husarenregimentes. Dieses unterschied sich von den anderen durch ein eigenartiges Abzeichen an der Kopfbedeckung, einen Totenkopf mit zwei gekreuzten Gebeinen. 1750 wurde *Ruesch* preussischer General und verliess — nachdem er 1753 in den Freiherrnstand erhoben worden war — 1762 mit einem Gnadengehalt den Dienst des Soldatenkönigs.

Als Kommandant des *Brunikovskyy*-Husarenschwadrons wird in den Feldakten *Michael von Székely* genannt, der gleichfalls General wurde. Auch *Paul Werner* aus Raab, der bis 1748 bei den *Nádasdy-Husaren* diente, trat in preussische Dienste; 1757 war er bereits Oberst und starb 78 Jahre alt als Generalleutnant in Schlesien. *Werner* wurde auch mit dem Orden „*Pour le mérite*“ ausgezeichnet, ebenso wie Rittmeister *Franz Karl Kőszeghy*, der seit 1744 in den Diensten des Preussenkönigs stand.

Die abenteuerlichste Militärlaufbahn machte indessen *Michael von Kováts*. Bis 1746 diente er als Cornet bei den *Jazygier-Husaren*, trat dann in preussische Dienste, diente bei den *Kleist-schen* *Freihusaren*, kehrte jedoch 1761 wieder nach Ungarn zurück, wo er von seiner Königin in Gnaden aufgenommen wurde. 1771 ging er nach Amerika; dort hatte man ihn bei der *Pulaski-Legion* als Obersten und Regimentskommandanten angestellt. Er fiel 1779 in der Nähe von

Charleston; sein Andenken wird in Amerika noch heute in Ehren gehalten.

Friedrich d. Gr. war mit der Kühnheit und Tapferkeit der ungarischen Offiziere stets zufrieden, dagegen hatte er an ihrem ausserdienstlichen Verhalten manches auszusetzen. So schreibt er 1760: „... Mit den Offizieren habe ich die böse Erfahrung gemacht, dass die meisten derselben schlechte Sparmeister und unruhige Köpfe sind...“

Auch später finden wir in allen Armeen Europas, auf allen Schlachtfeldern schneidige ungarische Offiziere, die in fremden Heeren dienten, wenn es ihnen in der Heimat zu ruhig war. So zeichnete sich z. B. Graf *Benyovszky* in den polnischen Freiheitskriegen aus.

Die letzte geschlossene ungarische Husarenabteilung in ausländischen Diensten finden wir in Europa in der Legion *Garibaldi*s. Hier versammelten sich 75 Husaren, die jedoch anfangs zu Fuss kämpften, da sie keine Pferde hatten. Erst im September 1860 wurden sie beritten und bildeten unter dem Kommando des Majors *Georg Schreiter* eine Eskadron. Die Husaren *Garibaldi*s hatten besonders im Gefechte bei *Volturmo*, den 1. Oktober 1860 Gelegenheit sich auszuzeichnen. Gleich bei Beginn des Zusammenstosses stürmten sie los, wobei sie zwei Geschütze erbeuteten und 50 Infanteristen zusammenschlugen. Noch einmal hatten die kühnen Reiter Gelegenheit einzugreifen, doch verloren sie etwa ein Drittel ihres Standes. General *Eber* würdigt ihre Haltung in seinem Gefechtsbericht folgend: „Das Verhalten der ungarischen Husaren bekräftigte abermals ihren Ruf, dass sie die besten und kühnsten Reiter der Welt sind.“

Im amerikanischen Sezessionskrieg hatten Ungarns Reiter noch einmal Gelegenheit, sich in fremden Diensten auszuzeichnen. Mehr als 800 Mann dienten damals in der nordamerikanischen Armee. Zwei Generalleutnants, fünf Brigadengenerale, fünfzehn Obersten, sowie zahlreiche Stabs- und Oberoffiziere gingen aus ihren Reihen hervor. Allseits bekannt ist der Todesritt der Gruppe des Majors *von Zágonyi*.

Ein ungarisches Volkslied sagt, der Husar sei der erste Soldat der Welt... Die kühnen Reiter der *Puszta* waren stets bestrebt diesen Ruf zu wahren, auch wenn sie in ausländischen Diensten standen. Ihrem tapferen Verhalten ist zu verdanken, dass man den Namen „Husar“ in sämtlichen Armeen kennt. Nach den Husaren nannte man vielfach die leichte Reiterei, weil sie stets als Vorbild des einsatzbereiten Reiter-soldaten galten und gelten.

KUNST UND LEBEN*

VON OSKAR GLATZ

Die Rolle der bildenden Kunst von heute ist unwürdig, sie ist die natürliche Folge des Zeitgeistes. Die Kunst war stets der Spiegel ihrer Zeit und es kann wohl nicht befremden, dass eine Zeit, die auf dem Gebiete der rationalen Werte Unerhörtes geleistet, Wunder gewirkt hat, auf dem Gebiete des Irrationalen im Vergleich zur Vergangenheit geringe Erfolge aufweist. Unsere Zeit — ich wiederhole allbekanntes — ist eine Zeit der Technik und Maschine und eines geradezu phantastischen Organisationsgeistes. Vorzüge, die mit Kunst und künstlerischem Schaffen nicht nur nichts zu tun haben, sondern zu ihr meist in schroffem Gegensatz stehen.

Die unmittelbare Ursache des künstlerischen Niederganges — ich spreche insbesondere von der Malerei und Plastik — ist in dem vollkommenen Fehlen der persönlichen Verbindung zwischen Künstler und Publikum zu suchen, die in allen Kulturblütezeiten lebendig gewesen und die, wenn auch in etwas entarteter Form, bis zur französischen Revolution fortbestanden hat. Die Anzahl der Künstler und die Anzahl jener, die das damalige Publikum bildeten, war im Verhältnis zur Gesamtheit der einzelnen Völker gering. Sie bestand aus dem Adel und der Geistlichkeit, den kleineren und grösseren Tyrannen und Fürstenhöfen, aus Menschen, die im Vergleich mit den heutigen Kunstinteressierten Zeitmillionäre genannt werden können. Die künstlerischen Arbeiten wurden grösstenteils auf Bestellung ausgeführt und es ist natürlich, dass schon dieser Umstand eine dauernde, lebendige Verbindung zwischen Besteller und Künstler erforderte, die bekannterweise in der Renaissance am stärksten war. Dass der edle Geist jener Verbindung an den französischen Königshöfen und den sie nachäffenden kleinen Fürstenhöfen allmählich verflachte und die Künstler zum liebedienerischen Werkzeug prachtliebender, prunksüchtiger Höflinge erniedrigte — soll nicht bestritten werden.

Mit der französischen Revolution und dem Abschaffen der adeligen Privilegien übernahm das Bürgertum die Führung und damit auch das

* Aus einem Vortrag, gehalten in einem Klub der politischen Partei „Ungarisches Leben“.

Kunstmäzenat. Der Bürger hatte keine freie Zeit, er musste fleissig arbeiten; es blieb ihm nicht die Musse, sich mit Kunst eingehend zu beschäftigen.

An Stelle der Atelierbesuche traten Kunsthandel und Ausstellungen. Diese Art künstlerischer Darbietung war von vornherein kunstschädlich. Sie entfaltete einen Konkurrenzkampf, der dem Wesen des künstlerischen Schaffens, der Vertiefung, dem rückhaltslos aufrichtigen Geben zuwiderlief und ein Streben nach Übertrumpfen der andern durch äusserliche Mittel, — vor allem aber ein Werben um die Gunst des Publikums hervorrief, die nur nachteilig wirken konnten.

Denn dieses Publikum verlor allmählich die Fähigkeit, wahre und falsche Kunst von einander zu unterscheiden. Die geringe Zeit, die es der Beschäftigung mit Kunst widmen konnte, genügte kaum für eine ganz oberflächliche künstlerische Kultur, für eine Salonkultur, die jede Neuerung in der Kunst als unbequeme Störung empfand. So kam es, dass Stilwandlungen, Kunstrevolutionen, die das Publikum in der vorhergehenden Zeit ohne Stockung mitgemacht, im 19. Jahrhundert mit grossen Kämpfen zwischen Künstlern und Publikum verbunden waren. Der Naturalismus und der Impressionismus begegneten anfangs allgemeinem Hohngelächter, in das, mit wenigen Ausnahmen auch die Kritik einstimmte. (Später hat sich die Kritik freilich gewaltig geändert.) Es begann die Zeit der Kunstmartyrer. Doch hatte dieses ungesunde Verhältnis auch eine andere Schattenseite. Die Künstler, besonders die jungen Neuerer gewöhnten sich daran, dass die grosse Masse für ihre neuen Ideen kein Verständnis hatte; man begann diese zu verachten und sie mit den Worten: Laie, Spiessbürger abzutun. Allmählich galt es als Schande, als Zeichen der Schwäche, sich um ihr Urteil zu kümmern. Ja, es wurde zuletzt ein Beweis schlechter Kunst, wenn sie bei dem Publikum Sympathie auslöste. Die Kunst wurde somit Selbstzweck, l'art pour l'art. Maler und Bildhauer — besonders jene — arbeiteten nur für ihre mitfühlenden Kollegen und einige, wenige Auserwählte, die sie verstanden und würdigten.

Die Kunstrevolutionen fielen mit der ersten Blüte des Kapitalismus zusammen, mit der Anhäufung grosser Reichtümer in der Hand Einzelner. Auch diese mussten, um ihren Reichtum behalten zu können, tüchtig arbeiten, auch sie hatten keine Zeit sich mit Kunst zu beschäftigen und waren daher in ihrem, durch ihren Reichtum aufgezwungenen Mäzenentum auf den Rat Kunstverständiger angewiesen. Diesen Rat fanden sie bei den Kunstästheten und den mit ihnen verbundenen Kunsthändlern. Sie bildeten im Geiste der Zeit förmliche Trusts, die es verstanden, durch raffinierte Methoden die reichen Kunstkäufer, die

an künstlerischem Verständnis selten über das allgemeine Niveau standen, für ihre künstlerischen Zwecke auszunützen. Sie wählten unter den begabten, noch billigen Neuerern einige aus, die dann mit Hilfe einer skrupellosen Reklame, insbesondere einer gekauften Ästhetengarde zu welterschütterenden Genies gestempelt und weit über die Masse jener emporgehoben wurden, die der Spiessbürger feierte. Es schmeichelte dem Geldmagnaten, dass er den Durchschnitt an künstlerischem Verständnis und Feingefühl überragt und er liess sich oft Sachen als höchste Kunst für furchtbare Preise anhängen, die nicht viel mehr waren, als unverschämter Bluff talentierter, gewissenloser Flausenmacher. Eine Kunst der Reichen, der Bevorzugten entstand, die allmählich alle Brücken abbrach, die sie noch mit der Vergangenheit und dem grossen Publikum verband, und nach dem Weltkrieg in eine Art Kunstraserei ausartete, die den Durchschnittsbürger mit Hass und Empörung erfüllte und ihn veranlasste, sich ganz auf die Seite der konservativen, sehr oft ausgeleierten, banalen Kunstproduktion zu stellen. Dass diese Raserei und die völlige Ausschaltung der Natur aus der Kunst als Reaktion psychologisch verständlich war und auch ihre Vorteile hatte, kann hier nicht weiter besprochen werden.

Nun wurde der Kitsch, das seelenlose Massenprodukt die Kunsthahrung des grossen Publikums, das jeder ersten Neuerung auch weiterhin feindlich gegenüberstand.

Somit gab es eine von den Ästheten und Kritikern als allein wertvoll gepriesene, durchaus asoziale Kunst für die obersten Zehntausend, eine *l'art pour l'art*, wirklich Wertvolles mit ganz Wertlosem gemischt, gute, ernste, lebendige Kunst, die von dem gebildeten Teil des Publikums noch verstanden und gewürdigt wurde, und eine Massenkunst, in der das Wertlose herrschte, seelenlose Mache, an der sich sehr oft hervorragende Künstler beteiligen mussten, da für ihre ersten Arbeiten das Publikum zu klein war. Wirkliches Kunstverständnis gehörte überall zu den Seltenheiten. Seit langem sind die Gelehrten auf eine Gesetzmässigkeit in der Folge menschlichen Geschehens aufmerksam geworden. Einer der ersten war der Ungar *Bodnár*, einer der bekanntesten der Verfallsphilosoph *Spengler*. Eine Reihe von Kunstgelehrten — *Scheffler*, *Pinder*, *Wölfflin* — haben sich mit dieser Gesetzmässigkeit in der Kunst beschäftigt und den fortwährenden Wechsel einer zeichnerisch-formell gebundenen und einer malerisch aufgelösten Kunstauffassung festgestellt: — doch einem Ungarn blieb es vorbehalten, dieser Gesetzmässigkeit in allen Kunstperioden systematisch nachgehend, geradezu verblüffende Entdeckungen zu machen und ein richtiges geisteswissenschaftliches Gesetz aufzustellen, das den natur-

wissenschaftlichen ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann. Paul Ligeti hat nachgewiesen, dass der Anfang jeder grossen Kultur in der Kunst zeichnerisch, bzw. architektonisch — das Ende malerisch eingestellt sei, in der Mitte aber, in der Blütezeit, der plastische Geist herrsche, ferner, dass sich diese Verschiebung innerhalb der grossen Kulturwellen in kleineren Wellen von etwa 130—140 Jahren wiederhole. Die Übergänge vom architektonisch Gebundenen zum malerisch Aufgelösten sind nur der künstlerische Spiegel einer parallelaufenden Wandlung der menschlichen Gesellschaft von kollektiver zu individualistischer Geistigkeit. Die Zeit der *l'art pour l'art* war ausgesprochen individualistisch, sie bedeutete die Herrschaft einiger Auserwählten über die Masse, der sie in „splendid isolation“ gegenüberstand. Auf diese Eigenbrödelei musste im Leben wie in der Kunst die Reaktion einsetzen.

Zunächst durch die politisch-soziale Umwälzung der Achsenmächte, die sich in der ganzen Welt auswirkte, sodann durch eine Kunstrichtung, die im Gegensatz zur tonigen Aufgelöstheit und Formfeindlichkeit des Impressionismus und der noch heute fortlebenden verwandten „Ismen“ ihren Ausdruck in Form, Linie und Konstruktion suchte. Diese Kunstrichtung, die in Italien den Namen *Neuklassizismus*, in Deutschland *Neue Sachlichkeit* erhielt, näherte sich nach anfänglichen, verständlichen Übertreibungen immer mehr dem Verständnis der grossen Massen. Sie hat — aus dem Geist, dem sie entsprossen — besonders in Deutschland eine völlige Umgestaltung des Kunstlebens herbeigeführt.

Die „*l'art pour l'art*“ war — ich wiederhole es — eine Kunst für Wenige, unverständlich nicht nur für den einfachen Mann, sondern auch für den Durchschnittsbürger, wenn dieser auch nicht immer den Mut aufbrachte es einzugestehen, da er nicht ungebildet erscheinen wollte; sie war — man könnte sagen — eine *kapitalistische Kunst*. Daher ist es kein Zufall, dass gerade in Sowjetrussland, dem Lande der anfangs wildesten Kunstausschweifungen, die Reaktion am raschesten eintrat. Von solcher Kunst wollte das proletarisierte Volk nichts wissen. Doch hatte die „*l'art pour l'art*“ noch eine andere kennzeichnende Eigenschaft: sie war durchaus *international*. Paris, der Ausgangspunkt der „Ismen“ war und blieb die Hochschule der Kunst; die Kunstjäger der ganzen Welt strömten nach den Ateliers in Paris, und Pariser Geist drückte dieser Welt seinen künstlerischen Stempel auf. Für einen Ungarn war es keine Schande, sondern eine Ehre, wenn er als deutscher oder französischer Künstler galt. Die nationale Eigenart der Völker trat in der *l'art pour l'art* völlig in den Hintergrund

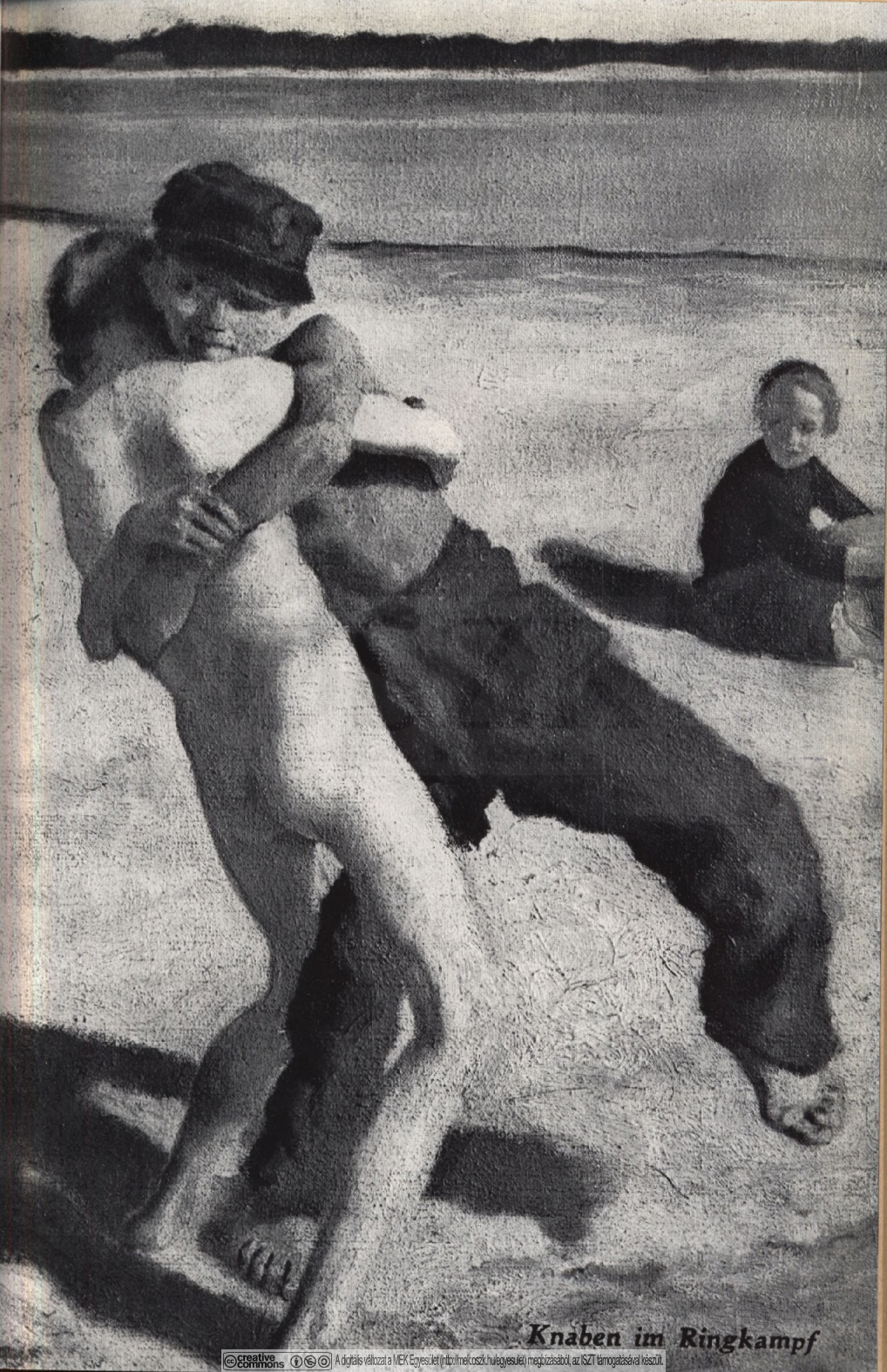


GEMÄLDE VON OSKAR GLATZ

Der Säemann

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Knaben im Ringkampf

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Das Märchen

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

und wenn es auch wahr ist, dass alle historischen Stile, jede geistige Weltströmung in sämtlichen Ländern ähnliche Formen zeitigte, so war diese Ähnlichkeit doch noch niemals so gross, wie im 20. Jahrhundert. In dieser Zeit hatte eben die Zivilisation, die materielle Kultur in der ganzen Welt eine äussere Gleichförmigkeit geschaffen, die in Kleidung, Bau und Wohnungseinrichtungen fast jede nationale Eigenart beseitigte. Die Welt wurde durch die Mechanisierung, wie mit einer grauen Generaltunke übergossen. Schon dieser Umstand gab der bildenden Kunst, — die das Leben darstellt — ein internationales Gepräge. *Nun gibt es aber keine internationale Kultur, keine wahre internationale Kunst. Echte Kunst war stets national.* International kann nur die Kulturlosigkeit sein. International sind die dem Negergeist entsprossenen modernen Tänze, der Jazz, der seelenlose Schlager, der Kitsch. Adolf Hitler hat die furchtbare Gefahr des internationalen Geistes für jede ernste Kultur erkannt und mit seinem Kampf gegen den Kapitalismus auch dem internationalen Geist den Krieg erklärt. Auf der Kriegserklärung an diese zwei Fronten beruht seine Kunstpolitik. Er will eine Kunst für die Gesamtheit der Nation, eine Kunst für das Volk im besten Sinne schaffen, die alle in der international-liberalen Zeit zurückgedrängten wertvollen geistigen Kräfte seines Volkes wieder lebendig wirken lassen soll. Es war daher folgerichtig, dass er die sog. „entartete Kunst“ gleichsam ausrottete, wenn dabei auch manche Werte ausgeschaltet wurden.

Im Wesentlichen handelt es sich für ihn um eine Wiedereinsetzung der Kunst in ihre alte Würde, um einen neuen Ritterschlag, um die Umsetzung seines Wortes in die Tat: „*Kunst ist kein Luxus, sondern Lebensdürfnis, wie Nahrung und Kleidung*“. Die Maschine soll erst nach dem Kriege, mit dem Entstehen einer europäischen Staatsgemeinschaft ihren wahren Segen spenden. Die Mechanisierung der Arbeit hat es ermöglicht, dass bei einer Ausschaltung des Krieges der Mensch nur den kleineren Bruchteil seiner Zeit zur Arbeit in seinem Beruf verwenden muss, den grösseren aber der Veredelung seines Körpers und seines Geistes widmen kann. Damit ist eine Kulturmöglichkeit geschaffen, wie sie bisher nur das klassische Altertum verwirklicht hatte. Doch was damals nur dem kleineren Teil der Bevölkerung zugänglich gewesen, soll heute Gemeingut des ganzen Volkes werden und Deutschlands heutige Kunstpolitik bezeugt, dass es auch hier neue Wege anbahnen will. Wie in allen materiellen Fragen, bereitet es sich auch in den geistigen auf die Nachkriegszeit vor. Um eine würdige Kunst schaffen zu können, muss vor allem ein würdiges, für wahre Kunst empfängliches Publikum erzogen werden. Damit die

Kunst wieder eine edle Pflanze werde, wie im klassischen Altertum, muss der Boden, dem sie entwächst, die nötige Nahrung und Bearbeitung erhalten. Adolf Hitler kennt die Gefahren der seinem Lande aufgezwungenen Mechanisierung des Lebens; daher trachtet er der heutigen spartanischen Zucht durch athenische Geisteskultur die Wage zu halten und nichts beweist klarer, wie zielbewusst der Führer in seiner Kulturpolitik ans Werk geht, wie die heutige *Kunst in den Kasernen*, die ich aus den Vorträgen und Beschreibungen von Dr. Ladislaus Balás-Piri kenne. Kunst und Kaserne! Wie sonderbar mutet diese Nebeneinanderstellung an. Bis heute gab es für unsere Begriffe keinen grösseren Gegensatz und doch hat der Führer gerade hier den Spaten eingesetzt. Das Heer ist heute die wichtigste Gemeinschaft des deutschen Volkes, die Kaserne der Ort, wo sich sämtliche Berufs- und Gesellschaftsklassen der Nation treffen; somit ist kein Ort geeigneter, die Keime einer höheren künstlerischen Bildung in die Massen zu tragen. Daher sind in Deutschland heute alle neuen militärischen Bauten Werke der besten Architekten, inmitten schöner Gartenanlagen, mit Sporteinrichtungen jeder Art, Bibliotheken und Musikzimmern, geschmückt mit Bildwerken, Wandmalereien, Mosaiken, Gobelins bester Künstler, so dass uns Künstlern der Atem stockt. *Die Kunst, die auch von den tieferen Schichten des Volkes verstanden wird, ohne sich zum Kitsch zu erniedrigen, ist die höchste Kunst.*

Es gibt heute kein zweites Land in der Welt, in dem so viel getan wird, einesteils um der grossen kunstfremden Masse das Verständnis ernster Kunst beizubringen — anderenteils den Künstlern durch gewaltige Aufträge die Entwicklung ihrer Fähigkeiten zu ermöglichen.

Um aber dieser Kunst ein ausgesprochen nationales Gepräge zu geben, hat Adolf Hitler mit sicherem Blick den einzig möglichen Weg erkannt: Rettung und Wiederbelebung der Volkskunst, der ewigen Quelle jeder wahren nationalen Grosskunst, und zu diesem Zweck Stärkung des Bauernbewusstseins, des Trägers jeder Volkskunst. Die Trachten kommen wieder zu Ehren und der Bauer wird angehalten diese im Sinne edelster Überlieferung möglichst selbst anzufertigen. Wo das bäuerische Kunstgewerbe aufgehört, wird es wieder zu neuem Leben erweckt; wieder wird gewoben, gestickt und getischlert; das alte Bauernhaus ist ein Heiligtum, dessen urgermanische Schönheit durch strenge Gesetze geschützt wird. Durch Trachtenfeste einerseits, durch Einfügung der Volkskunst in den städtischen Schulunterricht andererseits wird ihre Bedeutung der ganzen Nation tief eingepägt. Der deutsche Bauer trägt heute seine Tracht mit Stolz.

Es fehlt uns der Raum dazu, über die Kunstpolitik des *Duce* zu sprechen, die in den Hauptzügen der des Führers gleicht. Sie unterscheidet sich von ihr durch die grössere Duldung gegenüber der sogenannten entarteten Kunst und somit vollzieht sich in Italien die geistige Wandlung langsamer als in Deutschland.

Diese Wandlung hat sich natürlich — in geringerem und stärkerem Masse — auch in den übrigen Ländern Europas, somit auch in Ungarn ausgewirkt. Unsere Kunst ist jung, von einer ausgesprochen ungarischen Kunst können wir eigentlich kaum seit 100 Jahren sprechen. Wir sind in Wien, München und Paris in die Schule gegangen, haben auch den Naturalismus und Impressionismus mitgemacht; auch wir hatten unsere Zeit der künstlerischen Ausschweifungen, unsere *l'art pour l'art*, die selbstverständlich in der glücklicherweise kurzen Zeit des Kommunismus den Höhepunkt erreichte, und auch bei uns zeigte sich — bereits vor dem Weltkrieg — die Reaktion, die nach dem Eintreten ruhigerer Verhältnisse nach dem Weltkrieg, besonders durch unsere kulturelle Verbindung mit Italien immer stärker wurde und kräftige Talente unter ihren Kämpfern zählt, wenn auch zugegeben werden muss, dass die Gegner, die Aufgelösten, die Formfeindlichen an solchen nicht ärmer sind. Jedenfalls bestehen in Ungarn beide geistige Strömungen nebeneinander sich gegenseitig bekämpfend, ein Kampf der künstlerischen Weltanschauungen, der meist auch den Widerstreit der sozialen und politischen Auffassung der Künstler bedeutet.

Wir Ungarn sind ein durchaus individualistisch veranlagtes Volk. Alle unsere Tugenden und Fehler erklären sich hieraus. Darum besitzen wir einen seltenen Reichtum an künstlerischen Begabungen; kein anderes Volk ist daran reicher. Leider gehen von ihnen zwei Drittel zu Grunde, da das kaufende Publikum auch bei uns aus dem erwähnten Grund für echte, ernste Kunst nur wenig Verständnis besitzt, andererseits aber Staat und Städten die materiellen Mittel fehlen, um aufstrebenden Talenten würdige Arbeitsaufträge erteilen zu können. Ebenso geschah bisher fast garnichts, um dem bedauerlichen Verfall unserer Volkskunst, insbesondere unserer noch übrigen schönen Trachten zu steuern. Das weitaus Bedeutendste, das in dieser Richtung in dem letzten Jahrzehnt geleistet wurde, ist das Werk eines einzigen leidenschaftlichen Patrioten, das Werk *Béla Paulinis*.

Seine Schöpfung ist der *Perlenstrauss*, der auch den vielen Deutschen bekannt ist, die unsere Hauptstadt besucht und sich dort für seine Darbietungen begeistert haben.

Wohl über 200 Dörfer sind heute in diese Organisation eingliedert, die alljährlich um St. Stephan einerseits in Vorstellungen dem städtischen Publikum ihre Trachten, Tänze, Gebräuche und Lieder vorführt, andererseits in einer reichen, mit grosser Umsicht zusammengetragenen Ausstellung alles zeigt, was der ungarische Bauer heute an Webereien, Stickereien, Töpfereien und Schnitzereien, an echter Volkskunst hervorbringt. Was Paulini leistet, ist nicht hoch genug einzuschätzen. Er hat unserem bis dahin gleichgültigen Publikum die Augen geöffnet für die Schätze, die es zu Grunde gehen lässt. Ihm zunächst ist es zu verdanken, wenn in der nächsten Zeit eine ernste staatlich organisierte Tätigkeit einsetzen wird, um in letzter Stunde diese unersetzlichen Werte zu retten.

Ein anderer Weg für die Rettung, insbesondere der Trachten ist in Ungarn das Beispielgeben der Herrenklasse. Der Ungar hat um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als Kundgebung gegen den politischen Druck Österreichs aus dem Biedermeiergewand eine eigenartig ungarische Herrentracht gestaltet, die bis zum Ausgleich von 1867 fast jeder gute Ungar trug. Diese schöne, ausgesprochen nationale Tracht soll wenigstens für festliche Gelegenheiten zu neuem Leben erweckt werden. Es gibt kein wirksameres Mittel, um in dem ungarischen Bauern, der die Anhänglichkeit an die Volksüberlieferung verloren hat, die Liebe zu dieser wieder zu wecken. Legt der Herr Tracht an, dem zu ähneln der Bauer sich alle Mühe gibt, so wird für ihn seine eigene Bauertracht eine ganz andere Bedeutung gewinnen und mit ihr seine ganze Volkskunst. Diese Bewegung der ungarischen Herrenkleidung, die Franz *Ferenczy* zu organisieren versuchte, steht leider in den ersten Anfängen, und wenn auch die Schulen vielfach ungarische Knaben- und Mädchenuniform eingeführt haben, so ist dies alles ohne Bedeutung, da nur die Mitwirkung der *ganzen* Herrenklasse eine entscheidende Wendung herbeiführen könnte. Die erwähnte staatliche Organisation der Rettung wird natürlich auch für die ungarische Herrentracht, sowie für die Magyarisierung der Staatsbeamtenkleidung die grösste Propaganda entfalten; ich sehe ihr mit den grössten Erwartungen entgegen.

Noch grössere Erwartungen für unsere grosse Kunst knüpfe ich an die Revolutionierung des Ungartums durch den faschistischen und nationalsozialistischen Geist, der meiner festen Überzeugung nach nach dem Kriege ganz Europa durchdringen wird. Jedes Land wird auf diesen Einfluss anders reagieren. Wir sind — ich wiederhole — individualistisch und keineswegs kollektiv veranlagt. Unsere Geschichte zeigt die Tragik dieser Veranlagung. Allein in einer europäischen Staatsgemeinschaft, in der die Wahrscheinlichkeit eines Krieges

für lange Sicht ausgeschaltet sein wird und eine zentrale Organisation das materielle Leben der Staaten, also auch Ungarns durch stärkste Einschränkung der Konkurrenz und zielbewusste Regelung der Produktion der Gesundheit entgegenführt, in einer solchen, von edlerem sozialem Geist durchdrungenen Gemeinschaft werden sich auch die reichen Fähigkeiten des Ungartums voll entfalten können.

Wenn ausserdem das deutsche Finanzwunder auch bei uns die nötigen Geldmittel zur Verfügung stellt, um nach deutschem Vorbild grosszügige Kunstaufträge erteilen zu können, so rechne ich darauf, dass das Ungartum in der europäischen Kunstproduktion eine hervorragende Rolle spielen wird. Hat die Auswirkung der französischen Revolution in Ungarn das Erwachen des nationalen Bewusstseins und damit die bisher nationalste Kulturepoche gezeitigt, so wird die neue nationalsozialistische Revolution das seither geschwächte nationale Bewusstsein und die echte ungarische Kunst zu neuem Leben erwecken.

Ich hoffe somit, dass in dieser kommenden sozial eingestellten Zeit die Mängel, die dem individualistischen Wesen des Ungartums anhaften, auf ein Mindestmass herabgedrückt, dagegen die Tugenden sich umso reicher werden entfalten können. Wir sind ein Künstlervolk, das durch eine glückliche Verschmelzung unseres stark individualistischen Grundcharakters mit der kollektiven geistigen Weltströmung gerade in dieser Staatengemeinschaft seine wahre Form finden wird.

WANDLUNGEN DER WIRTSCHAFTS- AUFFASSUNG IN UNGARN 1840–1940

VON GABRIEL von BAROSS

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts wird in der ungarischen Wirtschaftsgeschichte als Zeitalter des Stillstandes bezeichnet. Die wirtschaftliche Tätigkeit des Landes bewegte sich damals vorwiegend auf landwirtschaftlichem Gebiete und hatte den Charakter der Naturalwirtschaft. Die Voraussetzungen hierzu waren ungünstig. Die Fachkenntnisse sind gering, die maschinellen Einrichtungen unzulänglich. Betriebskapital und Agrarkredit mangeln. Die Strassen sind schlecht und unzureichend, Eisenbahnen und Schifffahrt fehlen fast gänzlich. Die zwischen Ungarn und den österreichischen Erbländern bestehenden Zollschranken und Verzehrungssteuern drücken die Preise, verteuern die Industriewaren und lähmen den Handel. Die Industrie Ungarns beschränkt sich auf die mit der Agrarproduktion zusammenhängenden Zweige: Zuckerfabriken, Ölpresen, Bierbrauereien und Spiritusbrennereien — letztere ohne Raffinerien —, waren reichlich in Betrieb. Die Mühlenindustrie blühte und war stark produktionsfähig. Auch die Raupenseide wird in einigen Grossbetrieben anerkannt wert aufgearbeitet. Einige Spinnereien und Webereien erzeugen einfache Woll- und Leinenwaren. Der Bergbau — in der Hand einiger Grossgrundbesitzer — fördert Kohle und Eisenerz; dieses wird in primitiven Hütten zu Werkzeugen und landwirtschaftlichen Maschinen verarbeitet. Das Gewerbe, in Zünfte gegliedert, siecht dahin. Bank- und Kreditwesen gibt es noch nicht.

Gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts nahm die wissenschaftliche Tätigkeit auf dem Gebiete der Staats- und Wirtschaftswissenschaften bedeutenden Aufschwung. Die grossen Theoretiker des Auslandes werden fleissig gelesen und erörtert. Namentlich die Werke Friedrich Lists haben grossen Anhang; seine liberal-nationalistische Auffassung macht allgemein Eindruck. Auf seinen Einfluss sind die stürmischen Debatten über Zollfragen auf dem Reichstag in Pressburg zurückzuführen, in denen man den Abbau der Zollsätze, ja den Anschluss an den deutschen Zollverein fordert. Pläne werden geschmiedet, doch ohne die inländischen Verhältnisse richtig ein-

schätzen, erwägen und ihnen Rechnung tragen zu können. Man gründet den Schutzverein (1844), dessen Mitglieder auf Ehre geloben, nur inländische Ware zu kaufen.

Graf Stephan Széchenyi allein schuf auf Grund langjähriger ausländischer theoretischer und praktischer Studien, mit dem Scharfblick und der Urteilskraft des berufenen Staatsmannes in seinen beiden Hauptwerken *Kredit* und *Stadium* die programmässige Grundlage zu einer zeitgemässen ungarischen Wirtschaftspolitik. Aus dem „Ungarischen Brachland“, wie Széchenyi die damaligen Verhältnisse nennt, soll das neue Wirtschaftsleben aufgebaut werden. Es sollen Strassen und Eisenbahnen, die Schifffahrt auf der Donau und ihren Nebenflüssen ausgebaut werden. Landwirtschaft, Industrie und Gewerbe sollen durch entsprechende gesetzliche organisatorische und technische Massnahmen gefördert werden. Eine Kreditorganisation soll geschaffen werden. Széchenyi beschäftigt sich auch praktisch mit wirtschaftlichen Angelegenheiten. Er gründet Banken und Dampfmühlen, baut Eisenbahnen und die Kettenbrücke, betreibt die Gründung der Akademie der Wissenschaften und des Vereins der Landwirte, fördert die Zucht der englischen Vollblutpferde, er ist unermüdlich. Die Wiener Regierung findet Széchenyi verdächtig, die Nation selbst versteht ihn nicht richtig. Staatsrechtliche Streitfragen treten in den Vordergrund. Die öffentliche Meinung fordert Volksvertretung, verantwortliches Ministerium, Pressefreiheit, Gleichheit der Steuerpflicht, Abschaffung der Hörigkeit. Politische Schlagwörter beherrschen den Pressburger Reichstag, die Presse, die heissköpfige Jugend und treiben zu Unruhen. Die liberal-demokratischen-individualistischen Ideologien jener Jahre reissen das Land mit sich. Freiheit und Gleichheit der Menschen ist die Devise, vor der Jahrhunderte alte Einrichtungen weichen sollen. Während sich aber in Deutschland und England die Umgestaltung der mittelalterlichen staatsrechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Ordnung im Laufe einer langsam aufbauenden und gedeihlichen Entwicklung vollzieht, erfolgt diese in Ungarn — wie vor 60 Jahren in Frankreich — unter revolutionären Erscheinungen, unter äusserst ungünstigen politischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen, ohne Übergang, ohne Vorbereitung, ohne den unausbleiblichen Folgeerscheinungen Rechnung zu tragen.

Um ernsten Zwischenfällen vorzubeugen und das Land zu beschwichtigen, ernennt der König das erste verantwortliche Ministerium und sanktioniert am 11. April 1848 eine Reihe von Gesetzen, u. a. über die Aufhebung der Avitizität und der Urbarialeinkünfte, über die staatliche Entschädigung der Grundeigentümer, über die allgemeine

Steuerpflicht. Aber es ist zu spät! Die Nation stürzt sich in den heldenmütigen, doch aussichtslosen Freiheitskampf, der 1849 mit der Waffenstreckung bei Világos endet.

*

Nach der Niederwerfung des Freiheitskampfes setzt in Ungarn das sog. absolutistische Regime ein. Die Verfassung wird aufgehoben, die Gesetze vom 11. April 1848 werden für nichtig erklärt. Der junge Herrscher auf dem Thron der Habsburger verweigert die Krönung. Das Land wird in fünf Bezirke gegliedert, die durch kaiserliche Beamte mittels kaiserlicher Verordnungen verwaltet werden. Patente heben die Avitizität, die Hörigkeit und die Urbarialeinnahmen auf, verfügen über die Entschädigung der Grundbesitzer mit Staatsschuldverschreibungen. Patente führen das österreichische allgemeine bürgerliche Recht, die Gewerbe- und Wechselordnung ein. Ein Patent verleiht den Juden das Bürgerrecht. Die Österreichische Nationalbank als Notenbank soll zur Deckung des ungarischen Kredit- und Geldbedarfes beitragen. Die Zollgrenze wird aufgehoben und Ungarn in das österreichische Zollsystem eingliedert.

Während der beiden Kriegsjahre des Freiheitskampfes wurden dreitausend Ortschaften vernichtet; ungeheurer Materialschaden entstand. Durch die gänzliche Entwertung der von der 1848—49-er Regierung ausgegebenen Banknoten gingen Kapitalien im Werte von wenigstens 70 Millionen Goldgulden zu Grunde. Tausende flüchteten ins Ausland und wurden strafweise zum Militärdienst gezwungen.

All diesen Umständen zufolge wird die Wirtschaftslage von Jahr zu Jahr kritischer. Besonders die Lage der Landwirtschaft ist schwierig. Durch die Aufhebung der Hörigkeit verliert der Grundbesitzer bedeutende Bodenflächen und billige Arbeitskraft, die durch teure Lohnarbeit ersetzt werden muss. Die österreichische Zollpolitik drückt die Preise der Agrarprodukte herab. Die Steuern belasten zunehmend den Landwirt, der Staat hingegen zahlt die Annuitäten der Schuldverschreibungen jahrelang nicht. Die Folge dieser Misstände ist die reissende Abnahme des landwirtschaftlichen Betriebskapitals, das infolge des Mangels an Agrarkredit nicht zu ersetzen ist, die Abnahme des bebauten Ackerlandes, der Intensität der Bewirtschaftung und somit des Bodentrages. Nicht nur der Gutsbesitzer, auch der ohne Übergang frei und selbständig gewordene, nunmehr auf sich angewiesene Bauer hat schwer zu leiden. Ihm fehlen Geld, Vieh und die notwendigen landwirtschaftlichen Werkzeuge.

Die *Jahresberichte der Budapester Handels- und Gewerbekammer* veranschaulichen das Bild des vollkommenen Stillstandes in Industrie, Handel und Gewerbe. Bedeutende alte Seidenspinnereien, Zuckerraffinerien und Ölpresen brechen zusammen; weitere Betriebe müssen stark eingeschränkt werden. Mangel an Kaufkraft, an Kapital, an Facharbeitern und an guten Gesetzen werden als Gründe aufgeführt. Der Handel leidet unter der abnehmenden Kaufkraft und fühlt daher die abnehmende Produktion der Landwirtschaft. Auch die dauernden Preisschwankungen, die Ungewissheit und Langwierigkeit der Rechtspflege beeinträchtigen den Handelsverkehr. Das Gewerbe wird nach Abschaffung der Zunftordnung in seiner Entwicklung durch das starre österreichische Gewerberecht und die Bürokratie gehemmt.

In den sechziger Jahren ist eine zeitweilige Besserung der Zustände zu verzeichnen. Die Kriegsjahre festigen die Preise der Agrarproduktion. Die fortschreitende Umgestaltung des deutsch-österreichischen Zolltarifes belebt den Handel. Einige neue Strassen und Eisenbahnlinien erleichtern den Verkehr. Banken und Sparkassen entstehen — auch eine Filiale der Österreichischen Bodenkreditanstalt öffnet ihre Schalter — und suchen dem drückenden Kapitalmangel Abhilfe zu schaffen. Namentlich Mühlenindustrie, Weinbau und Viehzucht gedeihen.

Doch sind die wenigen günstigen Erscheinungen von kurzer Dauer. Einige Jahre nach dem Krim-Kriege (1853—56) erscheint das russische Getreide auf dem europäischen Markt und bricht die Agrarpreise. Die österreichische Währung geht durch schwere Krisen und sinkt im Werte. Die Steuerlasten nehmen zu. Geldknappheit setzt ein. Das österreichische System der Systemlosigkeit ist nicht imstande, der Schwierigkeiten Herr zu werden. Auch ist neue Kriegsgefahr im Anzug: der Krieg 1866 mit Italien und Preussen.

Es ist wohl kaum anzunehmen, dass im ersten Jahrzehnt des Absolutismus eine gesunde, richtunggebende Auffassung in den wirtschaftlichen Fragen sich ausbilden konnte. Die Starrheit der konservativ-zentralistischen Regierung und ihre Zensur unterband jede Möglichkeit einer Meinungsäußerung. Einzelne geduldete Vereine, der *Verein der Landwirte* und die *Handels- und Gewerbekammern*, besprechen zwar Fragen des Handels- und Gewerberechtes, des Zolltarifes, der Besteuerung, des Geld- und Kreditwesens, ihre diesbezüglichen Eingaben bleiben aber unerledigt, ja unbeantwortet! Hier und da, — meist im Auslande — erscheinen auch Studien und Abhandlungen über Wirtschaftsangelegenheiten, doch haben diese kein Gewicht, infolge ihrer mannigfaltigen politischen Tendenzen wenig

Wert, und können nicht als Zeugnisse der allgemeinen nationalen Meinung betrachtet werden. Allein unter dem zunehmenden Druck der Zeitereignisse sieht sich die Wiener Regierung bemüssigt, zuerst mit dem sog. *Oktoberdiplom 1860*, dann mit dem *Kaiserlichen Patent* vom Februar 1861, die Ordnung der staatsrechtlichen Fragen zu versuchen. Diese Massnahmen fanden in Ungarn Missfallen, und wurden als gesetzwidrig und zur Versöhnung von Land und Herrscher ungeeignet gefunden. Nun beschloss der Herrscher, den ungarischen Reichstag zusammenzurufen, der über die Modalitäten der verfassungsmässigen Krönung entscheiden sollte. Nach einer Debatte von 3 Wochen nahm der Reichstag mit einer Mehrheit von 3 Stimmen eine von Franz *Deák* entworfene Adresse an, in der die vollkommene Herstellung der Verfassung, die Krönung und die Rechtsgleichheit mit den österreichischen Erbländern gefordert wird. Der Herrscher konnte sich jedoch noch nicht entschliessen, die ungarischen Wünsche zu erfüllen. Nach unzähligen Besprechungen, misslungenen Versuchen, die Schwierigkeiten zu beseitigen, wurde der ungarische Reichstag für den 15. Dezember 1865 wieder zusammengerufen. Dieser entsendet einen Ausschuss zur Ausarbeitung der Ausgleichsbestimmungen. Obwohl nunmehr alle massgebenden Kräfte Ungarns die Regelung der staatsrechtlichen Fragen wünschen, erleidet diese durch den Ausbruch des italienischen und preussischen Krieges (1866) wieder Verzögerung. Erst nach der schweren Niederlage Österreichs entschloss sich der Kaiser am 17. Februar 1867, die ungarische Verfassung, also die unterbrochene Rechtsfolge, wiederherzustellen und ernannte ein parlamentarisch verantwortliches Ministerium unter der Leitung des Grafen *Julius Andrássy*. Am 8. Juni erfolgt die verfassungsmässige Krönung *Franz Josefs*, der alsbald auch die sogenannten Ausgleichsgesetze sanktioniert. Diese sind im einzelnen das Gesetz XII vom Jahre 1867, das die staatsrechtlichen Verhältnisse zwischen Ungarn und den österreichischen Erbländern regelt, das Gesetz XIV über die „Quote“, das heisst über den Anteil, den Ungarn zur Bestreitung der Auslagen der gemeinsamen Angelegenheiten (Kriegswesen und auswärtige Angelegenheiten) beizusteuern hat, das Gesetz XV über die Übernahme eines Teiles der Staatsschuldzinsen, und das Gesetz XVI, das einen zwischen den beiden Staaten auf 10 Jahre abgeschlossenen Zoll- und Handelsvertrag enthält. Ungarn ist nunmehr wirtschaftlich in drei Beziehungen an Österreich gebunden: durch die „Quote“, die „Währung“ und das „Zollgebiet“. Während jedoch Kriegswesen und Diplomatie „gemeinsame Angelegenheiten“ genannt werden, sind Währung und Zollangelegenheiten „von gemeinsamem

Interesse“. Diese staatsrechtliche Unterscheidung gibt Anlass zu manchen Streitigkeiten.

Während der schicksalsschweren politischen Kämpfe stehen die staatsrechtlichen Probleme im Vordergrund des Denkens und Fühlens der Nation. Der Wunsch zur Versöhnung mit dem Herrscher, mit der „Cisleithanischen Reichshälfte“, nimmt beständig zu. In dieser Hinsicht ist die öffentliche Meinung im grossen und ganzen einheitlich. Hinsichtlich der praktischen Lösung der Fragen dagegen spalten sich die Ansichten. Die unter Führung Franz Deáks und Andrássys stehende Regierungspartei und Presse ist bereit, im Interesse des Ausgleichs einen Teil der Staatssouveränität zu opfern und beurteilt die wirtschaftliche Seite der Fragen mit Nachsicht. Die Parteigenossen des Grafen Ladislaus *Teleki* dagegen, deren Führung nach dessen Tode Koloman *Tisza* übernimmt, neigen zum Prinzip der reinen Personalunion und fordern vollkommene wirtschaftliche Souveränität, also eigene Notenbank und autonomes Zollgebiet; sie wollen von gemeinsamen Ausgaben, von einer Staatsschuldquote, nichts wissen.

*

Nun sind wir an der Schwelle des dualistischen Zeitalters angelangt.

Die zerrütteten wirtschaftlichen Verhältnisse geben der nunmehr verfassungsmässigen ungarischen Regierung naturgemäss viel zu schaffen. Zur Belebung und Entwicklung der wirtschaftlichen Tätigkeit sind nicht nur die materiellen Grundlagen zu schaffen, sondern auch ihre gesetzlichen Rahmen aufzubauen. Aber auch das neue Staatswesen, der zeitgemässe Staatsapparat soll in Gang gebracht werden. Im Jahre 1868 werden im Staatsbudget 147.5 Mill. Gulden zur Deckung der Ausgaben veranschlagt; indessen ist vorauszusehen, dass diese Summe in der Zukunft bedeutend erhöht werden muss.

Die wirtschaftliche Auffassung des Ministeriums und der Partei Andrássys, sowie seiner unmittelbaren Nachfolger *Lónyay*, *Szlávy* und *Bittó*, richtet sich streng nach den Prinzipien der Ausgleichsgesetze vom Jahre 1867. Sie bedeutet eine Anlehnung, in manchen Beziehungen eine Gleichschaltung an die österreichische Wirtschaftsorganisation. So wird schon im Jahre 1868, dem österreichischen System entsprechend, das Tabak-, Salz- und Lottomonopol, sowie die Verzehrungssteuer für Wein, Spiritus, Fleisch, Zucker und Bier eingeführt. Auch die Regelung der direkten Steuern passt sich dem österreichischen Vorbild an. Die durch das gemeinsame Ministerium für auswärtige Angelegenheiten vorbereiteten Zoll- und Handels-

verträge werden in gleicher Fassung sowohl im österreichischen Reichstag, als auch im ungarischen Parlament vorgelegt und angenommen, so schon im Jahre 1869 der Vertrag mit Deutschland, dessen freihändige Bestimmungen für Ungarn günstig sind. Auch Eisenbahntarif und Postverträge, gleichlautend mit denen Österreichs, werden mit dem Ausland abgeschlossen.

Weitere grundlegende Gesetze werden im Gewerberecht (1872) und im Handelsrecht (1875) gebracht. Ein Gesetz über die Ungarische Bodenkreditanstalt (1873) soll den Agrarkredit erleichtern. Den hohen Zinssätzen soll das Gesetz über den Wucher (1873) Einhalt tun. Eine lange Reihe von Gesetzen verfügt über Eisenbahnbauten, die durchweg mit staatlicher Haftung durch Privatunternehmungen durchgeführt werden. Im jährlichen Staatsbudget werden hohe Beträge für Strassenbauten veranschlagt.

Gegenüber der Auffassung der Regierung und ihrer Partei steht die starke parlamentarische Gruppe der „linken Mitte“ unter der Leitung von Koloman Tisza. Ihre Forderungen enthalten die berühmten „Biharer Punkte“ vom 17. März 1868. Sie wollen an den staatsrechtlichen Verfügungen der Ausgleichsgesetze nunmehr nichts wesentliches ändern, doch wünschen sie die vollkommene wirtschaftliche Selbständigkeit. Insbesondere fordern sie zunächst die eigene Notenbank und das eigene Zollgebiet.

Politische Streitfragen, Schwierigkeiten im Staatshaushalt und Stockungen in der wirtschaftlichen Entwicklung gaben im Jahre 1875 Anlass zur Fusion der Parteien Deáks und Tizas, woraus die „liberale Partei“ hervorging. Diese lenkt nun 30 Jahre hindurch im Rahmen des dualistischen Staatsgebildes, über die Unantastbarkeit der 1867-er Ausgleichsgesetze wachend, den Staatsbau. Koloman Tisza wird Ministerpräsident und soll es für 15 Jahre bleiben.

Die Lösung zwei schwerer Fragen harret seiner: die Verlängerung des Zoll- und Handelsvertrages mit Österreich und die Neuregelung der Notenbank. Jener läuft zwar erst im Jahre 1878 ab, wird aber schon im Jahre 1875 auf Betreiben Tizas und seiner Partei gekündigt. Seine Anhänger und breite Schichten der wirtschaftlichen Interessenten vertreten die Meinung, dass der Handelsvertrag die Verwertung der landwirtschaftlichen Produkte zwar erleichtert, den Schutz der landwirtschaftlichen Erzeugung aber, namentlich der Viehzucht, ferner den Aufbau und die Entwicklung der ungarischen Industrie unmöglich macht. Auch wird die ungarische Staatskasse bei der Verrechnung der Zolleinnahmen, die zur teilweisen Deckung der Auslagen der „gemeinsamen Angelegenheiten“ dienen sollen, gekürzt.

Auch die andere Frage entspringt der durch die „mittlere Linke“ gestellten Forderung nach einer eigenen ungarischen Notenbank.

Die sich drei Jahre hinziehenden Verhandlungen enden für Tisza mit einer fast vollkommenen Niederlage. 1878 sieht er sich in der Zwangslage, einen Gesetzentwurf einzureichen, in dem der Zoll- und Handelsvertrag mit Österreich für weitere 10 Jahre, in Hinkunft unkündbar, verlängert wird und in dem allein einige Tarifsätze dem Schutz der landwirtschaftlichen Erzeugung dienen sollen. Die Errichtung einer ungarischen Notenbank wird abgelehnt und Tisza muss sich mit der Umgestaltung der Österreichischen Nationalbank in die Österreich-Ungarische Bank begnügen, zahlt aber hierfür mit der Übernahme eines Teiles der aus der absolutistischen Zeit bestehenden Forderungen der Notenbank.

Parlament, Wirtschaftskreise, und Presse kommen allmählich zur Einsicht, dass der Herrscher eine Lockerung der dualistischen Organisation, eine noch so geringe Änderung der Ausgleichsgesetze, nie zugeben wird. Aussenpolitische und Heeresinteressen spielen hierbei eine ausschlaggebende Rolle. Die Grossmachtstellung Österreich-Ungarns muss gewahrt werden. Ungarn muss sich entschliessen, innerhalb der Schranken der dualistischen Staatseinrichtung seinen Weg zu finden, seinen wirtschaftlichen Bestrebungen und Ansprüchen Genüge zu leisten. Dies kostet einen fortgesetzten Kampf, den Ungarn mit ungenügenden Mitteln, geschwächt durch den ewigen staatsrechtlichen Hader gegen eine hochwertige wirtschaftliche Organisation, auch gegen zielbewussten politischen Starrsinn zu führen hat. Vor allem aber soll die grundlegende legislatorische Arbeit fortgesetzt werden.

Die den Anforderungen der Zeit entsprechenden Gesetze, die emsig betriebenen Eisenbahn- und Strassenbauten, die sich schnell entwickelnde Bankorganisation, haben zweifellos anregenden Einfluss auf das ungarische Wirtschaftsleben.

Das durch Eisenbahngesellschaften und Bankgründungen reichlich ins Land strömende fremde, vorwiegend jüdische Kapital treibt den Unternehmergeist an. Die Landwirtschaft und die mit ihr zusammenhängenden Industriezweige — Mühlen, Rübenzucker- und Brauereibetriebe — sowie die Maschinenindustrie blühen auf. In anderen Industriezweigen aber zögert und stockt noch die wirtschaftliche Tätigkeit. Erzeugnisse der österreichischen Industrie beherrschen unbestritten den ungarischen Markt.

In der ersten Hälfte der achtziger Jahre wendet sich allmählich die freihändlerische Auffassung der Weltwirtschaft und geht in die

Wirtschaftspolitik der Schutzzölle über. Die Länder Europas führen Zollkrieg. Auch die Österreich-Ungarische Monarchie entgeht dieser Strömung nicht. Schutz- und Kampfzölle müssen eingeführt werden.

Besonders hart fühlt das industriearme Ungarn diese Massnahmen, die in den ungarisch-österreichischen Handelsvereinbarungen von 1888 durchgeführt werden müssen. Als Folgeerscheinung der gesteigerten Zollsätze wachsen die Preise der Industriewaren und der Rohstoffe. Die landwirtschaftliche Erzeugung kann mit der allgemeinen Teuerung nicht Schritt halten. Nicht allein wirtschaftlich, auch sozialpolitisch steht Ungarn vor schweren Zeiten, und die Arbeitslosigkeit nimmt zu.

Aus dieser voraussichtlich dauernden Misslage entspringt die Erkenntnis der Notwendigkeit einer zielbewussten Wirtschaftspolitik. Ungarn soll eine kräftige, der Deckung des gesamten inländischen Bedarfs fähige Industrie aufbauen. Trotz gemeinsamen Zollgebietes! Im scharfen Konkurrenzkampf mit der altbewährten österreichischen Industrie. Trotz des Mangels an Kapital, Rohstoffen und Facharbeitern. Ungarn soll von nun an Selbstversorgung erstreben. Drei Männer sind es, die das gewaltige Wirtschaftsprogramm anbahnen und durchführen: der Handelsminister *Baross* (1886—1892), der Ministerpräsident und Finanzminister *Wekerle* (1889—1895 und 1906—1910) und der Ackerbauminister *Darányi* (1895—1903 und 1906—1910).

Zunächst führt Baross die Verstaatlichung des Eisenbahnnetzes durch, da die im Besitze privater oder fremder Unternehmungen befindlichen Eisenbahnen keine einheitliche, den Wirtschaftsinteressen entsprechende Tarifpolitik zuließen. Am 1. August 1889 trat dann der sog. Zonentarif ins Leben, der mit seinen billigen Sätzen den Eisenbahnverkehr vervielfachte. Die Post wird neu organisiert und der Postscheckverkehr eingeführt. Fluss- und Seeschifffahrt werden durch Vereinbarungen betrieben, der Hafen von Fiume ausgebaut und die Regulierung des Eisernen Tores an der unteren Donau eingeleitet. Dem Strassenbau werden durch das Gesetz vom Jahre 1890 programmässige Ziele, und deren Finanzierung feste Grundlagen gegeben. Um dem ungarischen Aussenhandel die Wege zu ebnen, wird die *Ungarische Handels Aktiengesellschaft* (1891) geschaffen. Industrieinspektorate werden zur Überwachung der technischen und sozialen Einrichtungen der Fabriksunternehmungen errichtet. Das Gesetz XIII vom Jahre 1890 spiegelt jedoch am schärfsten die wirtschaftliche Auffassung der Regierung wider: für einige wichtig erscheinende Industriezweige werden staatliche Begünstigungen in Aussicht gestellt.

Auch die seit Beginn des Dualismus kränkelnden, ja schwere Krisen erleidenden Staatsfinanzen sollen geheilt werden. Die Verzehrungssteuergesetze werden einer Revision unterworfen und Konversionen der Staatsschulden vorgenommen. Nach dem Entwurf und Antrag Wekerles wird sowohl in Ungarn als auch in Österreich anstelle der schwankenden Gulden-Silberwährung die Kronen-Goldwährung eingeführt. Diese Währungsreform festigt den Kurs der österreich-ungarischen Zahlungsmittel, und belebt und kräftigt hierdurch den Geld- und Effektenmarkt. Im Staatshaushalte können weitere Sanierungs- und Kreditoperationen durchgeführt werden. Die Privatwirtschaft genießt und nützt die guten Wechselkurse und sinkenden Zinssätze.

Die durchdacht planmäßige Zusammenarbeit der Regierung hat — trotz der zunehmenden politischen Zwistigkeiten — vollen Erfolg. Die anlässlich des tausendjährigen Bestehens Ungarns veranstaltete Millenniums-Ausstellung 1896 stellt eine wirtschaftliche Lage Ungarns dar, die mit Riesenschritten der zeitgemässen Höhe entgegenstrebt.

Im Laufe der neunziger Jahre macht sich eine Strömung bemerkbar, die die Regierung und ihre Partei mit der Vernachlässigung der landwirtschaftlichen Interessen zu Gunsten der Industrie beschuldigt. Breite Schichten der Grundbesitzer und Bauern teilen diese Auffassung. Die Strömung ergreift die Mitglieder der unter der Führung des Grafen Albert *Apponyi* stehenden „nationalen Partei“, ja auch einzelne Politiker der Regierungspartei. Graf Alexander *Károlyi* stellt sich an die Spitze dieser sogenannten Agrarbewegung und veröffentlicht in seinem *Brief aus Göncz* ihr Programm. Er fordert Herabsetzung der Bodensteuer, Schutzzölle für die Agrarerzeugung, billigen Agrarkredit, Reform der Warenbörse, Unterstützung der Genossenschaften und Verbot der Einwanderung der galizischen Juden.

Die Regierung nimmt entschieden Stellung gegen die Forderungen der Agrarier, ist der Ansicht, dass die Agrarbewegung reaktionär-konservativ ist, und hält sie für ihre liberal-merkantilistischen Ziele geradezu gefährlich. Doch kann sie nicht unterdrückt werden: in landwirtschaftlichen Vereinen, in verschiedenen Bauernorganisationen, in Kredit- und Konsumgenossenschaften lebt sie weiter und nimmt an Kraft und Einfluss zu. Im politischen Leben werden Agrarfragen Kampfmittel der Opposition.

Ackerbauminister *Darányi* vertritt und wahrt die Agrarinteressen in der Regierung. Er schafft die Grundlagen der modernen ungarischen Agrarpolitik. Er baut den landwirtschaftlichen Fachunterricht aus, er-

richtet Bauernmusterwirtschaften, organisiert das Versuchs- und Prüfungswesen, das landwirtschaftliche Inspektorat, und das landwirtschaftliche Museum. Landwirtschaftliche Arbeiterkassen werden aufgestellt und Wollauktionen gegründet. Flussregulierungen und Entwässerungsarbeiten werden durch ihn in grossem Masstab betrieben. Die Forstwirtschaft, der Wein- und Obstbau, insbesondere die Viehzucht entwickeln sich unter seiner Leitung auf eine vorbildliche Stufe. Sein Gesetzentwurf über Bodenreform und Siedlung kam zwar nicht zur parlamentarischen Verhandlung, diente aber späteren Massnahmen als Vorbild.

An der Jahrhundertwende wird der Gedanke der eigenen Notenbank und der Trennung des gemeinsamen Zollgebietes wieder aufgegriffen. Die staatsrechtliche Opposition, deren Ziel die Zertrümmerung des dualistischen Staatsgebildes ist, benützt u. a. auch diese Forderungen als Kampfmittel gegen die Regierung. Der parlamentarische Kampf endet mit der Vernichtung der liberalen Partei (1905). Es folgen einige Jahre tastender, nach Ausgleichen strebender Staatsführung, worauf unter Leitung des Grafen *Stefan Tisza* die „Nationale Arbeitspartei“ die Aufgabe der Wahrung der Ausgleichsgesetze vom Jahre 1867, der Herstellung des parlamentarischen Friedens und der Wiederaufnahme der schaffenden wirtschaftlichen Tätigkeit übernimmt (1910).

In diesen von politischen Zwigigkeiten durchwühlten Jahren kann die wirtschaftspolitische Auffassung der Regierung im folgenden gekennzeichnet werden:

1. Straffe Ordnung im Staatshaushalte. Hierzu soll eine allgemeine, dem Gerechtigkeits- und Gleichheitsprinzip dienende Reform der direkten Steuern beitragen.
2. Den Interessen der Landwirtschaft wird zunehmende Aufmerksamkeit gewidmet. Die Bodensteuer wird von 25 auf 20 Prozent herabgesetzt, eine neue Agrarkreditanstalt geschaffen (die Altruistenbank 1911) mit der Aufgabe, landwirtschaftliche Betriebe zu sanieren.
3. Zunehmende Tätigkeit auf sozialpolitischem Gebiet. Die Arbeiterkrankenkasse wird errichtet (1907), Siedlungen sollen in weitem Umfange durch die Altruistenbank durchgeführt, Arbeiterwohnungen auf Staats- und Kommunalkosten gebaut werden.
4. Das Gesetz III vom Jahre 1907 gibt neuere Anregung zur Industrialisierung, indem es für Industriezweige, die noch nicht, oder in nicht genügendem Masse im Lande vertreten sind, weitgehende staatliche Begünstigungen ermöglicht.

Folgende Tabelle möge ein vergleichendes Bild der wirtschaftlichen Entwicklung Ungarns im Zeitabschnitt 1865—1913 geben:

	1865	1913
Bevölkerung	14 Mill.	21 Mill.
Davon: Gewerbetreibende	1·7%	16·3%
Arbeitslose	4·8 „	0·0 „
Vom urbaren Boden Ackerland	36·6 „	44·0 „
Getreidesorten in Dztr.	82·2 Mill.	93·5 Mill.
Pferde	2·1 „	2·6 „
Rinder	5·6 „	7·3 „
Schweine	4·5 „	7·6 „
Schafe	11·3 „	8·5 „
Kohlenförderung in Dztr.	12·3 „	101·2 „
Eisenerzförderung „	1·9 „	12·6 „
Salzförderung „	1·8 „	2·6 „
Dampfmühlen in Betrieb	147 Stck.	469 Stck.
Zuckerraffinerien „	20 „	31 „
Tabakfabriken „	7 „	22 „
Spiritusbrennereien „	14.000 „	54.000 „
Bierbrauereien „	429 „	34 „
Eisenbahnlinien in km	2422·7	21.806·8
Strassenlinien „	24.722·8	96.127·5
Flussdampfschiffahrtslinien in km ..	0·0	3502·7
Postämter	1126 Stck.	6610 Stck.
Telegrafämter	136 „	5171 „
Banken und Sparkassen	83 „	2035 „
Kredit- u. Konsumgenossenschaften	0 „	3993 „
Hypothekendarlehen in Kronen	256 Mill.	3941·7 Mill.
Spareinlagen a/Bücher „	120 „	3866·2 „

Es ist mir leider nicht möglich, über die Entwicklung der Fabriksindustrie einen zahlenmässigen Vergleich aufzustellen, da die statistischen Daten um 1865 fehlen oder ungenau sind. Ich kann nur darauf hinweisen, dass gegen die Mitte der 1860-er Jahre beispielweise die ungarische Eisenindustrie insgesamt ungefähr 60 Hütten-, Hammer-, Walz-, Werkzeug- und Maschinenwerke, die Holzindustrie ungefähr 30 Sägewerke aufweisen konnte, die Leder- und verschiedene Zweige der Textilindustrie unter den Fabriken kaum vertreten waren. 1913 dagegen waren in der Metallfachindustrie bereits 229, in der Holzindustrie 144, in der Textilindustrie 67, in der Lederindustrie 22 Aktiengesellschaften tätig. 1913 hatten in Ungarn insgesamt 1268 Aktiengesellschaften Industriewerke mit einem Kapital von 1090·1 Mill. Kronen in Betrieb. Die ungarische Industrie war damals in der Lage, hochwertige landwirtschaftliche Maschinen, elektrische Einrichtungen,

Stahlwaren, Turbinenanlagen, ja Grosskampfschiffe, vorzügliche Woll-, Baumwoll- und Leinenwaren, die verschiedensten chemischen Produkte, vorzügliche Möbel- und Schuhwaren herzustellen. Das 30 Jahre hindurch zielbewusst verfolgte Programm der Selbstversorgung war fast vollzogen. Die wirtschaftliche Entwicklung Ungarns kann in kleinerem Masstabe mit Stolz und Recht mit der Japans und der USA verglichen werden.



Das Gewaltdiktat von Trianon zertrümmert Ungarn. Seine geographischen, politischen, wirtschaftlichen und sozialen Folgeerscheinungen sind allbekannt. Die Früchte fünfzigjähriger, durchdachter und fleissiger Arbeit gingen verloren.

Das Land steht unlösbar erscheinenden Fragen gegenüber in einer Atmosphäre der Verzweiflung, Rat- und Tatenlosigkeit. Die Folgen des verlorenen Krieges sollen weggeräumt, die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lebensbedingungen im verstümmelten Ungarn geschaffen werden.

Die Regierung versucht zunächst, der zunehmenden Entwertung der ungarischen Kronenwährung und der Inflation Einhalt zu tun. Der Versuch scheitert! Nun trachtet die Regierung danach, in den Staatshaushalt Ordnung zu bringen. Strenge Steuergesetze, äusserste Sparsamkeit im Staatsetat, eine durch den Völkerbund bewilligte Auslandsanleihe, die Einführung der Pengőwährung und die Errichtung der ungarischen Nationalbank (1924) sollen hierzu dienen. Die Regierung glaubt durch diese radikalen Finanzmassnahmen auch die Privatwirtschaft in Schwung bringen zu können.

Die in der Weltwirtschaft alsbald einsetzende Hochkonjunktur schien die Auffassung der Regierung zu rechtfertigen. Die Preise der landwirtschaftlichen Produkte, namentlich des Kornes, wuchsen ins Unendliche. Der internationale Pengőkurs gestaltete sich günstig. Vorteilhafte ausländische Kapitalangebote liefen ein und wurden von Landwirtschaft und Industrie zu Investitionen in Anspruch genommen. Steuern und Steuernachträge flossen reichlich in die Staatskasse, verleiteten die Regierung zur Erweiterung des Staatsbudgets und zu kostspieligen Anlagen.

Warnende, zur Vorsicht mahnende Stimmen mancher Wirtschaftler, die die hastende wirtschaftliche Tätigkeit ungesund fanden, und internationale Spekulationen witterten, blieben ungehört, doch sollten sie durch die nun folgenden tragischen Begebenheiten gerechtfertigt werden.

Am Ende der zwanziger Jahre trat an Stelle der Hochkonjunktur eine allgemeine Depression ein, die für die ungarische Wirtschaft geradezu katastrophale Folgen hatte. Die Preise stürzen. Die Pengőwährung schwankt und erleidet bedenklichen Kursverlust. Die ans Ausland verschuldete Landwirtschaft und Industrie bricht unter der Last der Zinsen und Annuitäten zusammen. Die Zahlungseinstellungen nehmen erschreckenden Umfang an. Die Arbeitslosigkeit nimmt von Tag zu Tag zu. Der Staatshaushalt kommt in schwere Krise und die ratlose Regierung muss sich wieder an den Völkerbund wenden.

In allen diesen ereignisreichen und wechselvollen Jahren kann gegenüber der wirtschaftspolitischen Auffassung der Vorkriegsjahre eine grundlegende Änderung festgestellt werden. Während damals die Förderung der einheimischen Industrie im Vordergrund der wirtschaftlichen Interessen stand, wird jetzt die Aufmerksamkeit der Regierung und der öffentlichen Meinung der Landwirtschaft zugewendet. Allein die Regierungspolitik folgt dieser allgemeinen Auffassung nur tastend und neigt zur Ansicht, dass die ungeklärte Lage des Landes eine programmässig klare und zielbewusste Wirtschaftspolitik nicht zulasse. Die Regierung lässt sich durch die Ereignisse treiben. Die durch sie eingebrachten Gesetzentwürfe, das Siedlungsgesetz, das Gesetz über die Errichtung der landwirtschaftlichen Kammern und über die Umgestaltung der Arbeiterversicherung sind politische Kompromisse; der sachlichen Lösung hochwichtiger, grundlegender Fragen wird ausgewichen.

Im Jahre 1932 tritt Julius Gömbös an die Spitze der Regierung. Mit seinem, 95 Punkte enthaltenden „Nationalen Arbeitsprogramm“ veröffentlicht er u. a. auch die Richtlinien seiner wirtschaftlichen Bestrebungen. Er wünscht im einzelnen:

1. die Landwirtschaft zur Erzeugung von Ausfuhrware und Rohstoffen planmässig anzutreiben (Punkt 47),
2. inländische Rohstoffe und landwirtschaftliche Erzeugnisse aufarbeitende Industrie zu fördern (Punkt 56),
3. der ungarischen Produktion durch planmässig betriebene Handelspolitik ausländische Absatzgebiete zu erschliessen (Punkt 64 und 65).

Die Nachfolger Gömbös' vertreten bis heute die Grundgedanken des „Nationalen Arbeitsprogramms“. Namentlich der verstorbene Ministerpräsident Koloman *Darányi* gab in seiner anlässlich eines Parteitages in Raab im Jahre 1938 abgehaltenen Rede diesem grösseren Umfang und tieferen Sinn. Auch die öffentliche Meinung teilt, mit Ausnahme einiger konservativer und opponierender Kreise, die Richtlinien des „Nationalen Arbeitsprogramms“ und verfolgt

seine fortschreitende Durchführung mit Aufmerksamkeit. Immer mehr erkennt man, dass in der ungarischen Wirtschaftspolitik heute und in der Zukunft vor allem auf den Aussenhandel grosses Gewicht zu legen ist. Daher soll in erster Linie die Produktion der Landwirtschaft qualitativ und quantitativ bedeutend gehoben werden. Da aber der ungarische Boden allein den Lebensunterhalt der zunehmenden Bevölkerung nicht sichert, ist auch die Industrialisierung des Landes, namentlich soweit sie sich auf inländische Rohstoffe stützen kann, eifrig zu betreiben. Entscheidend aber bleiben stets die Belange des Aussenhandels, die wirtschaftliche Zusammenarbeit mit den Nachbarländern, vor allem mit dem Grossdeutschen Reich.

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

AUF DEN SPUREN DES „GRÖSSTEN UNGARN“ IN WIEN

VON GÉZA HEGYALJAI-KISS

Der Flieder blühte in Wien, als ich an einem herrlichen Maitag des Jahres 1935 vor dem Geburtshaus des Grafen Stefan Széchenyi stand. Im Herzen der Stadt, in der Nähe der Burg steht das Haus Herrengasse Nr. 5., ein dreistöckiges, festes Gebäude. Dieses berühmte Palais war das Familienhaus der Grafen Széchenyi in Wien. Erst im Jahre 1850 wurde es von einem Bruder Stephan Széchenyis verkauft. Zahlreiche und innige Familienerinnerungen knüpften bis dahin Eltern und Geschwister an das Familienheim in der Wiener Herrengasse.

Das Palais ist ein berühmtes Baukunstwerk. Es wurde vom grossen Baumeister der josephinischen Zeit, dem Grafen Johann Wilczek errichtet. Mit einigen Häusern in der Nähe wahrt es die Stimmung des alten Wien. Die Herrengasse ist eine Seitengasse des Michaeler Platzes. An der Ecke erhebt sich das Palais Herberstein. Die klassisierende Front aus den dreissiger Jahren des 18. Jahrhunderts mit den eigentümlichen, nischenartigen Vertiefungen ist ein Meisterwerk des Wiener Barock. Auch der schmiedeeiserne Erker ist in seiner Art eine Sehenswürdigkeit. Das nächste Haus ist das Palais Modena. So geht es weiter. Sämtliche Gebäude hier sind kostbare Denkmäler einer kunstliebenden und künstlerisch hochstehenden Zeit.

Nur darüber spricht nichts, dass in diesem Palais der Herrengasse der „grösste Ungar“, die führende Gestalt einer der schönsten Epochen der ungarischen Geschichte, Graf Stephan Széchenyi das Licht der Welt erblickte. Am 21. September 1791 beugte sich Gräfin Julie *Festetich* zur Wiege ihres zarten Söhnleins. Es wird wohl zu entschuldigen sein, wenn mich und die anderen Ungarn nun von ganz Wien am wärmsten die Geburtsstätte unseres grossen Széchenyi anzieht.

Heute ist bereits auf einer Gedenktafel verewigt, was im Matrikelbuch der Sankt Michael-Pfarre vermerkt wurde. Franz Széchenyi und seine Gemahlin, Julie Festetich wohnten seit 1788 in dem Gebäude, das damals die Nummer 18 trug. Die Eltern standen im schönsten Alter. Der Vater zählte 37 Jahre, die Mutter 38. Ihr Sohn Stephan kam im vierzehnten Jahr ihrer glücklichen Ehe zur Welt, in der Reihe der Ge-

schwister der fünfte und letzte. Drei Söhne und zwei Töchter vermehrten im Familienkreis das elterliche Glück.

Der Vater, Franz Széchenyi, war ein vermögender ungarischer Aristokrat. Er vertauschte seine Einsamkeit mit dem öffentlichen Dienst. Diesen begann er beim Komitat und beendete ihn in der höchsten öffentlichen Würde, als Vorsitzender der Septemvirtafel, des obersten ungarischen Gerichts seiner Zeit. Vor der Geburt Stephans legte er seine Würden ab und lebte eine Zeit zurückgezogen in seinem Familienheim, im Wiener Palais. Der unermüdliche Organisator der ungarischen Literatur und Spracherneuerer Franz von Kazinczy zählte es zu den schönsten Erinnerungen seines Lebens, dass er Franz Széchenyi kennenlernen und in seinem Wiener Palais besuchen durfte.

Franz Széchenyi war ein warmer Freund jeder Art von Kunst. Er war tüchtiger Musiker, sammelte Bilder und alles, was von Wert war. Besonders liebte er die Schriftsteller und die Bücher. Durch seine einzigartige Schenkung — er vermachte seine überaus wertvolle naturwissenschaftliche und künstlerische Sammlung, sowie seine Bibliothek der Nation, und schuf dadurch die Grundlagen des Ungarischen Nationalmuseums, — schrieb er seinen Namen für alle Zeiten in die Geschichte der ungarischen Bildung ein. Kazinczy kennzeichnete ihn in einem Brief mit folgenden Worten: „Széchenyi war königlicher Kommissar und Obergespan. Er resignierte freiwillig. Ein heiliger Patriot. Sehr gebildet, sehr leutselig, ein sehr guter Mensch. Ich habe fast niemanden so geliebt, wie — auf den ersten Blick — ihn, aber ich fürchtete ihn, so gross war meine Reverenz, Veneration. Wer ihn sieht, seinen Patriotismus hört, beginnt es sofort zu begreifen“. In seinem Werke *Erinnerungen an meine Laufbahn* schildert er seinen Aufenthalt bei dem grossen Mann wie folgt: „Széchenyi wohnte in der Herrengasse. Ich fand ihn allein. Sein Anblick verwirrte mich. So viel Würde habe ich noch bei keinem Menschen gefunden. Auf ihn passt in der Tat: bonum virum facile crederes, magnum libenter. Mit religiöser Achtung stand ich vor diesem wahrlich grossen Mann, über dessen viele grosse Taten ich bereits hörte. Er führte mich durch die lange Reihe seiner Türen. In einem Winkel des letzten Zimmers stand ein Tischchen, zwischen den Krepfen lag Erde und in die Erde waren italienische Blumen gesteckt, alle mit eigenem Oel begossen. Der Anblick und der Duft zauberten im November den Mai hervor“.

Mäzen und Dichter sprechen über Literatur und Kunst. Széchenyi ladet den Dichter auch zu Tisch ein und ersucht ihn — wie Kazinczy schreibt, — seine Kinder anzueifern, ihr Vaterland und die Sprache ihres Vaterlandes zu lieben. Die Gräfin, Schwester des Grafen Georg

Festetich von Keszthely, liegt im Wochenbett. An dem Mittagessen nehmen nebst ihren Kindern, nur Madame *Bayr*, ein Piarist und der Musiker *Hofmann* teil. Der Graf liebt die Lyrik sehr; er lässt dem Dichter keine Ruhe, bis dieser einige Gedichte vorliest. Der Graf dichtet selbst in deutscher Sprache. Kazinczy bemerkt, dass Graf Franz Széchenyi im Theresianum erzogen worden sei, sein Lehrer Michael Denis habe ihn gelehrt nicht nur das Vaterland, sondern auch die Dichtung zu lieben. Kazinczy führt auch eine deutsch geschriebene Elegie des Grafen an:

Dort schlummerst du, du siehst nicht meine Thränen,
Mein Seufzer kommt nicht in dein Ohr,
Du ahntest nicht mein heisses, banges Sehnen,
Nach dir, nach dir, die ich verlor.

Die Mutter Stephan Széchenyis, die hochgestellte Stiftsdame, stammte gleichfalls aus einer Familie, in der die Liebe zur ungarischen Scholle und zur nationalen Bildung heiliges Vermächtnis war. In zahlreichen Dichtungen verherrlichte man die Verdienste der Familie Festetich, die zur Anregung und Zusammenfassung der literarisch schaffenden Kräfte einen Dichterverein gründete.

Franz Széchenyi kann nicht lange in seiner Wiener Zurückgezogenheit verbleiben. Wiederholt ruft ihn der Herrscher durch einen ehrenden Auftrag zur öffentlichen Tätigkeit. So reisen die Eltern bald nach der Geburt Stephans in staatlichem Auftrag nach Neapel. Die hochgebildeten, sprachkundigen Eltern reisen auch sonst gerne. Ausser Österreich, Böhmen und Mähren bereisen sie auch das Deutsche Reich, Frankreich, England, Schottland und Italien. Bei dem Besuch des Königs von Neapel in Ungarn wird zu seinen Ehren eine goldene Medaille geprägt. Zur Übergabe dieser wird Franz Széchenyi nach Neapel entsendet. Das gräfliche Paar gewinnt die Liebe des Königs und der Königin in dem Masse, dass sie Franz Széchenyi in hoher Würde in Neapel halten wollen; doch lehnt der Graf den ehrenden Ruf ab, da er seine Kinder in ungarischem Geist erziehen will.

Während der Reise der Eltern achteten liebende, treue Herzen auf den kleinen Stephan. Als die Eltern heimkehren, betrauen sie hervorragende Fachleute mit der Erziehung ihrer Kinder. Vor allem sollen sich diese mehrere Sprachen aneignen. Stephan Széchenyi lernt neben Latein und griechisch italienisch, französisch und englisch. Das Deutsche ist fast Muttersprache. Seine Tagebücher, die später in sechs stattlichen Bänden veröffentlicht wurden, schrieb er meist in

deutscher Sprache. Zeichnen, Geometrie, Stil- und Baukunde nehmen in der Erziehung der Jungen eine bedeutsame Stellung ein.

Aus dem Familienkreis kommt Stephan unmittelbar in die Schule des Lebens, in die Kriegsschule. Dann nimmt er an den napoleonischen Kriegen teil. Der achtzehnjährige Jüngling kommt als Oberleutnant zur Armee, und verlässt sie 15 Jahre später als Hauptmann. Bei Leipzig, in der Völkerschlacht greift er entscheidend in das Schicksal der Schlacht ein: er stellt die Verbindung zwischen den Armeen Schwarzenbergs und Blüchers her.

Nach der Rückkehr beginnt er als Schriftsteller und Organisator seine Reformtätigkeit. Die Jahre 1825—1848 sind die Zeit Stefan Széchenyis. Von seinen Werken seien die drei grundlegenden, *Kredit*, *Licht* und *Stadium* genannt. Er führte das Pferderennen ein, gründete das Nationalkasino, gab Anregungen zum Bau der Kettenbrücke in der Landeshauptstadt, zur Regulierung der Donau und der Theiss, zur Schiffbarmachung des Plattensees und schuf die Ungarische Akademie der Wissenschaften. Was Bismarck für Grossdeutschland tat, begann Széchenyi durch seine befreiende und einigende Tätigkeit in seinem Vaterland. Er war ein Bahnbrecher, der das ungarische Volk zur Nation heranbildete.

Die Tatsache, dass seine Eltern deutsche Bildung besaßen, kam bei Széchenyi immer wieder zum Ausdruck. Als sein Vater das Ungarische Nationalmuseum gründete, wählten ihn deutsche wissenschaftliche Gesellschaften (Tübingen, usw.) zu ihrem Mitglied. Auch Stephan wurde bei der Begründung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften zum Teil von deutschen Vorbildern angeregt. Seine Lektüre, die Erlebnisse und Erinnerungen an die Militärzeit vertiefen das Deutsche in seiner Wesensart bedeutsam. Unter seinen Schriften in deutscher Sprache befinden sich Gedichte, Übersetzungen, Studien und Romanskizzen.

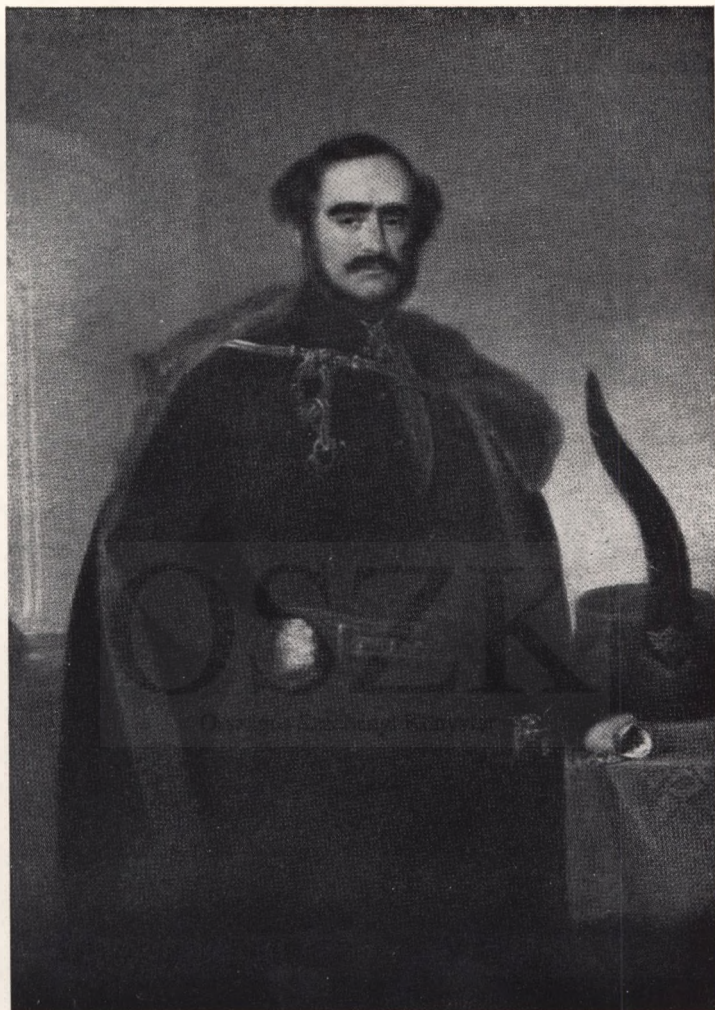
Vor allem aber führt ihn die Liebe, die sein ganzes Mannesalter erfüllt, in die deutsche Welt. Er verliebt sich in die deutsche Gemahlin eines ungarischen Grafen. *Crescencia Seilern*, Gräfin Karl *Zichy* wird gleichsam zu seiner Muse. Zwölf Jahre hindurch sehnt sich sein Herz in platonischer Liebe nach der Gräfin. Als Göttin gelangt sie in das Wappenbild der Ungarischen Akademie der Wissenschaften: *Amphitrite*, die den Adler trinkt. Schliesslich heiratet er die junge Witwe. Die Sprache ihrer Korrespondenz und ihres Umgangs ist auch dann noch deutsch, als *Crescencia* sich die ungarische Sprache aneignet.



Széchenyi's Geburtsbaus in der Herrengasse

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Graf Stephan Széchenyi im Jahre 1844

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

Széchenyi Schicksal gestaltet sich tragisch. In den Sturmjahren 1848—49 steigern sich seine pessimistischen Grübeleien zur Sinnesverwirrung. Selbsterfleischende Vorstellungen quälen ihn, als er vom Arzt in die Heilanstalt nach Döbling geführt wird. Dort lebt er vom Herbst 1848 bis zum Frühjahr 1860. Als sich seiner dann wieder Zwangsvorstellungen bemächtigen, macht er seinem Leben selbst ein Ende. Inzwischen regt ihn sein lodernes Genie zu wunderbaren Schriften an. Auch dort, wo er sich — von seiner Gemahlin getrennt — vor der Welt vergräbt, ist er der Verteidiger der ungarischen Nation. Auch heute, 100 Jahre nach ihrem Entstehen, lodert in seinen Schriften das Licht einer grossen Seele mit lebendiger Kraft.

Stephan Széchenyi wurde von seinem grossen politischen Gegner, Ludwig Kossuth „der grösste Ungar“ genannt. Diese Bezeichnung erhielt sich bis zum heutigen Tage und wird sich stets erhalten, denn er war in der Tat der „grösste Ungar“.

Stets dachte Széchenyi mit Liebe an Wien, an sein Geburtshaus und an den warmen Familienkreis zurück. Seinen Vater liebte er bis zu dessen letzten Augenblick verehrungsvoll. Mutter und Gemahlin aber waren die beiden Schutzengel seines Lebens. 1817 feierten die Eltern im Wiener Palais den vierzigsten Jahrestag ihrer Hochzeit. Bei dieser Gelegenheit überreichten die Kinder ihrer Mutter ein herrlich ausgestattetes Album mit Denksprüchen des Vaters und der Kinder. Stephan schrieb ein Gedicht in das Album.

Im Wiener Palais starb die Mutter am 20. Januar 1824, im Alter von 71 Jahren. Von hier wurde sie in die Familiengruft, nach Nagycenk überführt. Hieher brachte man auch die sterblichen Überreste Stephan Széchenyis aus Döbling, als sein Tod am 8. April 1860 die ganze Nation in tiefe Trauer stiess. Der „grösste Ungar“ schritt durch alle Höhen und Tiefen des Lebens und ging in die Unsterblichkeit ein.

Die 150. Jahreswende seiner Geburt ist für das Ungartum das Széchenyi-Jahr. Von nun an deutet an dem Palais in der Herrengasse eine Gedenktafel an, dass dort der „grösste Ungar“ geboren wurde.

SCHÖN LENCHEN

MICHAEL VÖRÖSMARTY

I.

Sinnend späht der Jäger fern am Stande,
Angesetzt den Pfeil auf flüchtiges Wild,
Immer höher sich gen Süden wandte
Bald in vollem Glanz der Sonne Schild.
Unnütz wartet er; im Vértes-Grunde
Ruht am kühlen Quell das Wild zur Stunde.

Lange sass der Jäger dort und wachte,
Glück erhofft er von der Dämmerung noch,
Wartet bis der Tag sein Opfer brachte,
Und sieh da, das Glück erscheint ihm doch:
Zwar kein Wild, ein kleiner Falter fliehend,
Und beschwingt ein Mädchen schlank und blühend.

„Hasch mich Vöglein, komm zu mir hernieder,
Schönster Falter, goldner Schmetterling!
Führe mich im Fluge dorthin wieder,
Wo zur Ruh' die Sonne unterging.“
Sprach's, entschwand, und wie des Rehes Tritte,
Leicht und flüchtig sind des Mädchens Schritte.

„Herrgott!“ rief der Jäger, der indessen
Aufgeschreckt: „welch königliches Wild!“
Rasch, denn alles Andre war vergessen,
Er sich auf des Mädchens Spuren hielt.
Nach dem Falter, nach dem Mädchen jagen
Maid und Mann mit himmlischem Behagen.

„Hab' ich dich!“ hat sie beglückt gerufen,
Als der Schmetterling gefangen war.
„Hab' ich dich!“ hat er entzückt gerufen,
Reicht dem Mädchen seine Rechte dar.
Aus erschrockner Hand der Falter schwebte,
Vor des Mannes Blick die Maid erbehte.

II.

Steht denn noch das Haus des greisen Peterd?
Hört man noch des alten Kriegers Wort?
Stehen tut's, wenn auch sein Gut geschmälert,
Vor dem Humpen sitzt der Graukopf dort.
Neben ihm das Mädchen mit dem Gaste,
Kühner Augen Zauber sie erfasste.

Für Hunyadi, den verblichnen Hehren,
Funkeln schon die Becher in der Hand,
Fliesen tun des alten Kämpfers Zähnen
Um den Feldherrn und ums Vaterland.
Einst jedoch ist reich sein Blut geflossen,
Als sie stürmend Belgrad beschossen.

„Hunyads Stern, des Namens schönster Träger“,
Rief er jetzt: „der König lebe hoch!“
In das Antlitz schoss das Blut dem Jäger,
Unberührt hielt er den Becher noch.
„Willst du nicht, mein Sohn, den Becher leeren,
Wie dem Vater mir den Wunsch gewähren?“

Zwiefach könnt' ich Vater dir mich nennen!
Und für Buben ist mein Trunk zu gut:
Einen ganzen Mann wollt' ich bekennen,
Nie verleugnet er sein Heldenblut!“
Da erhob, in seiner Hand den Becher,
Stolzen Blicks der Jüngling sich als Sprecher:

„Lebe denn der Spross des grossen Helden,
Lebe er, solange fürs Reich er lebt!
Mag ein rascher Tod es ihm vergelten,
Wenn sein Sinn nach andern Dingen strebt;
Auch der König, wenn er treulos waltet,
Als Verräter überm Volke schaltet.“

Voller Leidenschaft und immer lauter
Floss die heitre Rede und die Zeit.
Stauend sieht das Mädchen traut und trauter
Auf des Fremden warme Herzlichkeit.
„Wer ist er, wo mag sein Land wohl liegen?“
Dachte sie, doch hat ihr Mund geschwiegen.

„Und auch dich, der Wälder schönste Blüte,
Grüss verehrend dieser edle Wein!
Bringt dich einst nach Ofen Gottes Güte
Mit dem Vater, harrt der Jäger dein.
Droben wohne ich im Ofner Schlosse,
Sucht mich dort in König Mathes' Trosse.“

Spricht's, nimmt Abschied, und der Hörner Klänge
Schmetterern schon zum Aufbruch ihr Geheiss.
Wie man ihn mit Worten auch bedränge,
Bleiben kann er nicht im trauten Kreis.
„Guter Jäger, sollt' es länger wahren,
Säume du nicht bei uns einzukehren.“

Sprach schön Lenchen zaghaft als sie hinging
Bis zur letzten Stufe vor dem Haus,
Auf die Stirne küsste sie der Jüngling,
In die Mondnacht schritt er rasch hinaus.
Friede webt im Hause, doch sie wachte,
Liebesmacht sie um die Ruhe brachte.

III.

Peterdi mit seinem holden Kinde
Nach der hohen Burg zu Ofen zieht,
Dass er schrittweis neue Wunder finde,
Die der Alte voller Staunen sieht.
Und das Mädchen wartet in der Stille,
Dass ihr Wiedersehen sich erfülle.

Freude und Gedränge herrscht in Ofen,
Siegreich ist der König heimgekehrt;
Sein geballter Zorn hat Wien getroffen,
Böse Nachbarn schlug der Rache Schwert.
Viel Getreue warten voll Verlangen;
Noch erglühn nicht schön Lenchens Wangen.

„Wo ist er, der liebe Unbekannte?
Welch ein Glück mag ihm begegnet sein?
Ob er sich zum Rehengrunde wandte,
Fern vom Hofe, oder harrt er mein?“
Fragt sie sich in stillverschwiegnem Bangen,
Bald errötend, bald mit bleichen Wangen.

Dröhnend nahn mit kriegerischen Mienen
Újlaki, die Gara's ausgesöhnt;
Und der König! Väter, Helden dienen
Ihm, mit stolzen Sinnen angelehnt.
Seinen Gast erkennt der alte Krieger;
Unser König war es: „Heil dem Sieger!“

„Seinem Namen Heil und seinem Leben!“
Ruft begeistert manch getreuer Mund;
Berg und Tal und hohe Mauern geben
Tausendfach im Widerhall es kund.
Weiss wie Schnee, ein Bild aus Stein geschnitten,
Steht schön Lenchen stumm und starr inmitten.

„Wollen wir am Hofe König Mathis
Hin zum Jäger gehn, mein Töchterlein?
Besser ist für uns des Vértes Wildnis,
Frieden gibt das Heim uns dort allein.“
Sprach der Greis aus schmerzefülltem Ahnen,
Traurig zieht das Paar auf trüben Bahnen.

Sahst du eine Blume schon hienieden,
Schön gewachsen, schwinden vor der Zeit,
So verweht, hat scheu die Welt gemieden,
Still schön Lenchen in verborgnem Leid.
Glühende Gefühle und Gedanken
Früh zur Hoffnungslosigkeit versanken.

Rasch, doch reich an Qualen eilt ihr Leben,
Hin zu Grabe sich schön Lenchen neigt,
Leid und reine Unschuld sie umweben,
Gleich der Lilie, die sich sterbend beugt.
Im verwaisten Haus erscheint der König,
Heimgekehrt sind beide schon auf ewig.

Übersetzt von F. Klein-Krautheim, Giessen (Lahn)

VON ARMEN PFERDEN

VON JOHANN von KEMÉNY

Die Generation meiner Urgrossväter, die bei ihren bescheidenen Ansprüchen noch kein Geld zum Verprassen nötig hatte, wünschte die Zierde des Schneegebirges nicht zu Brettern zu verschandeln. Das wenige Flossholz, das sie jährlich dennoch bedächtig fällen liessen, damit Geld für einen neuen Dolman oder für bescheidene Reisen da sei, wurde damals nach reichlicher Auswahl von den Taxalisten der Gutsherrschaft behauen, die es dann durch gutgefütterte Pferde bergab schleppen liessen und dabei reichlich Rast hielten. Und da nach jedem Floss, alter Sitte gemäss, auch ein feierlicher Trunk fällig war, hielten es Kutscher und Gutsherr gleicherweise für schicklich, an diesem „Trunk“ durch erhöhte Haferrationen auch die Pferde Anteil nehmen zu lassen.

Seither ist in Tennisschuhen, mit Zollstock und Rechenschieber in der Hand, mit illustrierten Blättern voll unzüchtiger Anekdoten als Wegzehrung in der Manteltasche, die Industrialisierung auch ins Schneegebirge eingedrungen. Über den Fährten wilder Tiere zieht nun die Eisenbahn, Lokomotiven paffen russigen Rauch in den bemoosten Schoss kühler Tannenwälder, und über die Quelle, wo in alten Zeiten der durstige Gornyik auf dem Bauch lag, seinen buschigen Schnurrbart lustvoll in das eiskalte Wasser tauchend, steht jetzt eine Kantine, stinkend, voll Ungeziefer und verschlingt Geld, Lunge und Ehre jämmerlicher Menschen, indem sie für all diese Güter mit abgestandenem Branntwein und schalem Rausch bezahlt. Auch die Alpenwiese, die Pojana, dieses Paradies wilder Tiere und an Rundlichkeit zunehmender Lämmer, wurde verschandelt; wo einst der Hirsch durch hohes, tauiges Gras watete, wo Bären und winselnde Wildferkel schmatzend Holzbirnen frassen, klatschen nun Schnürschuhe in der glitschigen Jauche, Fäulniss schreckt mit stickigen Dünsten den Wildbestand des Waldes ab. Nur Ratten fühlen sich hier heimisch, Bremsen und hässliche Aaskäfer. Vielleicht schämt sich selbst der auf Aas erpichte Wolf ein wenig, wenn er in schwarzen Nächten sich herbeistiehlt und dem Kadaver eines verendeten Schleppferdes nachspürt.

Hier steht der traurigste Stall, den ich je gesehen habe: eine lange und niedrige Holzbaracke für etwa vierzig Schleppferde. Durch die rissigen Wände pfeift der Wind und doch wird die Luft nicht reiner; aus den Leibern der ungepflegten Tiere steigt saurer Dunst empor und rieselt, mit dem Geruch morschen Düngers vermischt, als Gift der Fäulnis auf den glitschigen Boden.

Sechzig Pferde stehen hier in dem für vierzig Tiere gebauten Holzstall, sechzig zu Tode verurteilte Sklaven. Die meisten waren einst Köhlerpferde, untersetzte Tiere mit breiter Brust, aber auch feurige Szeklerpferde und pfiffige Gäule aus Békás gab es unter ihnen. Solange sie jung waren, hielt man sie zuhause in Ehren. Sie brachten Zuber aus Járavize auf den Markt von Klausenburg, Kohlen aus Görgény nach Vásárhely und Ausflügler aus dem Regat an den Gyilkostó. Das eine Pferd erkältete sich aber durch die Fahrlässigkeit des Kutschers, das andere schlug sich die Kniee wund, das dritte trat in einen Schindelnagel oder wurde einfach zu alt, — und nun sind sie alle beisammen, zusammengepfercht, dämpfig, mit Flechsen-galle behaftet und struppiert. Auch die einst geflügelten Rennpferde und Traber wurden in ihrem Elend zu Proletariern, wie ihre Genossen.

Man erstand sie auf Märkten, als diese schon zu Ende gingen, indem man Wanderzigeuner und Rohhäutehändler um ein paar lumpige Lei überbot.

Zuerst traf ich sie im Spätherbst. Wilde Treiber hetzten sie auf der labberigen Landstrasse wie Janitscharen die Armenier, wie mit der Knute fuchtelnde Kosaken die nach Sibirien Verbannten vor sich her. Graupel-regen schlug gegen ihre dürren Glieder. Das Schneegebirge gähnte sie mit seinem schneegefütterten Rachen an. So treibt seit Jahrtausenden der Stärkere den Schwachen, der Heide den sich in eine Idee Vernarrten vor sich her, wie diese schwachen Pferde von rauen Treibern auf der labberigen Landstrasse dem Schneegebirge zu gehetzt werden.

Seitdem sah ich sie dann öfter. Ich mied sie und dennoch stiess ich immer wieder auf sie, wie der reiche Spekulant auf den Bettler, dem er Kleingeld zuzuwerfen vergass, wie ein Sünder auf sein Gewissen. Ich sah sie, wie sie sich auf glitschigen Hängen mit gekrümmtem Rückgrat ins Geschirr knieten, wie ihnen die Schlep Ketten die Knöchel blutig nagten, während hinter ihnen die Klötze donnernd dahinrollten. Ich sah sie in Talengen, wo ihnen gestürzte Felsblöcke den Weg versperrten, zu Stein erstarren und dastehen, mit hervorquellenden Augen, hilflos auf das Niedersausen der Hiebe des Unerbittlichen wartend, der Akkordlohn nach Kubikmetern erhält und um den höheren Lohn vom Pferd Unmögliches verlangt, mit dem Stock, spitzen Eisenstangen, Kettenstücken und was er eben in die Hand bekommt, auf Rücken, Flanken und Hals des unglücklichen Tieres losdrischt, bis es sich in seiner Qual auf den Rücken wirft und mit himmelwärts gestreckten Beinen um Hilfe flehende Zeichen in die Luft kratzt.

Im Februar, wenn ich auf Schneereifen von den Berggipfeln kam, traf ich sie oft, als sie bis zur Brust im Schnee watend und ihre Hufe vor sich herschleudernd vergeblich Schneewolken aufwirbelten. Denn sie kamen nicht weiter. Ihre schwache Lunge keuchte wie ein zerrissener Blasebalg und der Dunst aus ihren Nasenlöchern sprenkelte, zu Tropfen verflüssigt, gelbe Tupfen auf den Schnee.

Ich aber stand da, wie einer, vor dem sich ungeheuerliche Tiefen des Elends auftun, mit dem Hut in der Hand über dem Kadaver eines ver-

endeten Schlepferdes, das die hungrigen Wölfe schon angenagt haben. So mochte mit vereisten Schneeflocken im durchwehten Haar, über den toten Kameraden gebeugt, unter dem vergletscherten Gipfel der am Leben gebliebene Everest-Forscher gestanden haben, — so verwaist und einsam, wie ich damals in der schauerlichen, von Schneesturm durchbrauten Nacht über dem Kadaver des zerfleischten Pferdes stand. So mag auch er, besessen von den schwindelnden Höhen, gefröstelt haben, wie ich jetzt Aug in Auge mit dem hässlichen Tod fröstelte.

„Oh schöne Lichtung im Schneegebirge, an deren Brüsten die Tiere reich an Milch wurden; Quelle mit dem Schellenklang, die du ein Echo warst für munter läutende Schafe; Bach, in dessen Spiegel sich der Hirsch mit königlichem Stolz betrachtete; Tannenwald, der du ein kühler Schlupfwinkel warst den Eichhörnchen, Steinmardern und winselnden Wildferkeln; moosiger Hang, wo der Hirt Rast hielt und von empfindsamen Dojnen träumte: warum bist du zum winterlichen Friedhof todgeweihter Schlepferde geworden?! Oh, warum hat dieses mit Zollstock messende, überall Geschäft witternde Leben auch dich nicht verschont, du Alpenweide, Pojana im Schneegebirge?“ — So schwebten meine trauernden Worte über dem verendeten Pferd in den Schneesturm dahin.

Oben auf dem Berggrat aber kitzelte der Kadavergeruch die Nasenflügel eines Wolfes. Er heulte froh in die Winternacht hinein.

OSZK

Wehrhaftes Ungarn. Über Geschichte und Aufbau der ungarischen Wehrmacht berichten in umfangreichen Aufsätzen unter diesem Titel gleichzeitig die *Berliner Börsenzeitung* und die *Rheinisch-Westfälische Zeitung*, Essen (26. Juli 1941). Die Madjaren traten — so lesen wir zu Beginn des Aufsatzes — als „schöpferisches Reitervolk“ in die europäische Geschichte ein. Sodann schildert Verf. den Übergang des Ungartums auf die abendländische Kampfesart, die adeligen Kampfverbände des Mittelalters, das berühmte Söldnerheer des Königs Matthias Corvinus, den Verfall des ungarischen Heerwesens nach seinem Tode, den Heldenmut der ungarischen Soldaten, besonders der Heiducken und Husaren in den Türkenkriegen und ihre Bewährung in den Kämpfen Maria Theresias, gegen Napoleon und in den Freiheitskämpfen 1848/49. Einen besonderen Abschnitt widmet der Aufsatz der Würdigung ungarischen Soldatentums im Weltkriege: „An allen Fronten kämpften im Weltkrieg ungarische Soldaten. Bei Weltkriegsbeginn setzten ungarische Regimenter bei Schabatz über die Save nach Serbien. In den galizischen Schlachten des ersten Kriegssommers waren an den Siegen bei Krasnik und Komarov das 4. und 5. ungarische Korps hervorragend beteiligt. Bei Limanowa-Lapanow, wo die russische Dampfwalze zur Umkehr gezwungen wurde, zeichneten sich ungarische Husaren unter General Hadfy besonders aus. In den schweren Winterschlachten in den Karpathen, von deren Kämmen aus jetzt die ungarische Honvéd gegen die Sowjetunion los-

brach, verlegten die ungarischen Truppen unter General Szurmay erfolgreich den Russen die Einbruchswegen. Im Sommer 1915 zeichneten sich das ungarische 6. und 12. Korps bei der Eroberung von Iwangoorod und Brestlitowsk aus. Nicht weniger erfolgreich kämpften die Ungarn bei Belgrad, in Montenegro und Albanien. Im Winter und Frühjahr 1916 zeichneten sich die ungarischen Truppen im Buchenland, Ostgalizien und der deutschen Ostfront aus. Als die Kerenski-Offensive 1917 begann, schlossen ungarische Truppen die Lücke bei Zborow nach dem Überlaufen tschechischer Regimenter. Besonderen Ruhm erwarben ungarische Soldaten auch an der Isonzofront, in den Tiroler Alpen, an der Piave. Das siegreiche Seegefecht in der Strasse von Otranto leitete Linienschiffskapitän Miklóv von Horthy, der letzte Chef der österreichisch-ungarischen Kriegsflotte und nun Ungarns Reichsverweser. 661.000 Tote und 743.000 Verwundete liess Ungarn auf der Walstatt, 17 v. H. der zum Wehrdienst Einberufenen fielen“. Mit besonderem Nachdruck hebt der Aufsatz die Bedeutung des ungarischen Heldenordens als völkischer Schutz- und Abwehrinrichtung gegen innere und äussere Feinde hervor, und schildert dann die Schaffung der selbständigen ungarischen Wehrmacht, ihre gesetzlichen Voraussetzungen und Verbände. „Im Bewusstsein europäischer Verantwortung erneut sich im Kampf gegen den Osten auf den blutgetränkten Schlachtfeldern Westgaliziens und des Buchenlandes die unvergessene Waffenbrüderschaft des Weltkrieges“ — heisst es in den

Schlussätzen. „In sieghaftem Einsatz stehen die Truppen der ungarischen Honvéd Schulter an Schulter mit den Kameraden der deutschen, rumänischen und slowakischen Wehrmacht. Das wehrhafte Ungarn legt Schulter an Schulter mit dem wehrhaften Rumänien und der wehrhaften Slowakei Zeugnis vom Bewusstsein der unentzerrbaren Schicksalsgemeinschaft der Karpathenvölker in der Auseinandersetzung mit der Barbarei des Ostens und ihrer gemeinsamen Verbundenheit mit dem für ihre und Europas Freiheit den Vorkampf führenden Grossdeutschen Reich ab.“

Die Stephans-Idee. Unter diesem Titel bringt der *Völkische Beobachter* (Ausgabe Wien, 20. August 1941) eine eingehende Auseinandersetzung mit dem neuesten Werke des bekannten ungarischen Rechtshistorikers Franz Eckhart über die Geschichte der Idee der Heiligen Krone. Einleitend weist Verf. darauf hin, dass die Staaten der sog. „Kleinen Entente“ im wesentlichen Erzeugnisse der liberalen Staatstheorie des 19. Jahrhunderts gewesen seien; mit der inneren Umstellung Europas durch den Nationalsozialismus und Faschismus aber seien die geschichtlichen Forderungen der einzelnen Staaten wieder zeitgemäss geworden. Sodann untersucht Verf. die Frage nach dem ungarischen Volksbegriff, oder anders gefragt: „ist die Stephans-Idee Dogma, oder ist sie schöpferisch formende Kraft, die auch für die Menschen des 20. Jahrhunderts verbindlich ist?“ Er knüpft an die aufschlussreichen Erörterungen Franz Eckharts von guter Sachkenntnis und viel Verständnis zeugende Bemerkungen zur Entwicklung der ungarischen Staatsidee und des Volksbegriffes, zieht auch andere einschlägige Schriften ungarischer Forscher von heute heran, und fasst dann sein Urteil in folgenden Sätzen

zusammen: „Fern vom Rationalismus und der Abstraktion des 19. Jahrhunderts wird hier wieder der Zugang zu den mystischen Werten der Heiligen Krone, die sie in den vergangenen Jahrhunderten besass, gesucht. Die gleiche Mystik, mit der einst die Völker des Donauraumes das verpflichtende Symbol der Heiligen Krone in Budapest anerkannten, steht aber heute im Kampf mit den Forderungen der neuen Zeit und mit den Gesetzen, die das Zusammenleben der Völker im Donau- und Balkanraum bestimmen wollen. Beiderseits ergeht der Appell an ewige und unveräusserliche Rechte. Nur die Zukunft vermag zu entscheiden, wo die stärkere Kraft am Werke ist, und wo Herzen und Sinn der Menschen in wahrer Harmonie zusammenschlagen“.

Die Zeitschrift „Ostland“ über Graf Stephan Széchenyi. Die führende Zeitschrift der deutschen Ostgebiete veröffentlicht (1. August 1941) einen beachtenswerten Aufsatz über den „grössten Ungarn“ mit einer sachlichen und verständnisvollen Würdigung seiner Tätigkeit. Zunächst gibt Verf. (A. B.) eine allgemeine Charakteristik des grossen ungarischen Reformers: „Er wurde der grosse Erwecker des madjarischen Volkes, der weit- und tiefblickende Initiator einer Modernisierung des Landes. Er war ebenso der Gründer der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, wie der Erbauer der Kettenbrücke über die Donau in Budapest. Auf seine Anregung wurde das Eiserne Tor an der Donau gebaut, wurde die Theissregulierung in Angriff genommen, wurden die ersten Pferderennen in Ungarn abgehalten, wurde die Seidenraupenzucht im Lande eingeführt usw.“ Sodann behandelt der Aufsatz Széchenyis Einstellung zur Nationalitätenfrage: „Bei Anstellungen könne man die Kenntnis der madjarischen Sprache nicht zur Hauptbedin-

gung machen, es gebe viele, welche dieser Sprache nicht mächtig und doch bessere Patrioten seien als so mancher Zungenheld, der sich madjarisch gebärdet. Széchenyis Gedanken über die Lösung der Nationalitätenfrage in Ungarn sind in dem Werke ‚Hunnia‘ niedergelegt. Er war der Ansicht, dass es schlechterdings unmöglich sei, das ganze Land zu madjarisieren. Er hielt es auch gar nicht für notwendig, nicht einmal für erlaubt. Für ihn war jede Nationalität ein Werk Gottes; jeder wollte er das gleiche Lebensrecht und die gleich wichtige Aufgabe innerhalb der menschlichen Gesamtheit zugestehen. Er vertrat die Meinung, dass das Anrecht der Völker auf ihr Volkstum, auf ihre Sprache unantastbar ist. Er hielt die gewaltsame Madjarisierung für unrichtig“. Schliesslich wird auf Széchenyis Stellung zum Deutschtum hingewiesen: „Wie andere seiner nüchtern denkenden Zeitgenossen, z. B. Wesselényi, war auch Széchenyi der Meinung, dass Ungarn nur an der Seite des Deutschtums, damals im österreichischen Staate, bestehen könne; Ungarn möge sich in den deutschen Armen gedrückt fühlen, in den slavischen werde es erdrückt werden“.

Die „Zeitschrift für Politik“ über Ministerpräsidenten Bárdossy. Die Aprilnummer des Organs des *Deutschen Auslandswissenschaftlichen Institutes*, der *Zeitschrift für Politik* veröffentlicht in der Reihe *Köpfe der Weltpolitik* eine Studie über Ministerpräsidenten László von Bárdossy von Prof. Dr. Julius von Farkas. Wir heben aus der geistvollen Studie folgende Sätze hervor: „Bárdossy ist eine Persönlichkeit, der das Berufensein auf die Stirne geschrieben ist. Seine schlanke, geschmeidige Figur zeigt den eleganten Diplomaten, der sich in allen Gesellschaftskreisen zu Hause fühlt, ohne besonders aufzufallen; wer ihm aber ein-

mal in die Augen gesehen, ihn gesprochen hat, der fühlt sich um ein unvergleichliches Erlebnis bereichert. Es strömt ein unsichtbares Fluidum aus ihm, das die Grösse seiner Persönlichkeit auch dem Fernerstehenden erahnen lässt. Seine unmittelbare Herzlichkeit ist bezwingend, da sie keine gesellschaftliche Maske darstellt, sondern ihm wesenseigen ist. Seine Zurückhaltung erscheint als die innere Disziplin eines kämpferischen Geistes, der sich für die höchsten Aufgaben die Reife errungen hat. Sein Name bedeutete daher seit Jahren für alle seine Freunde die ungarische Zukunft schlechthin. Graf Csáky nannte ihn auf seinem Sterbebett als seinen Nachfolger. Und nun wurde er zu dem höchsten Posten des ungarischen Staates berufen. In diesem jähen Aufstieg ist die Hand des Schicksals nicht zu verkennen. Er übernimmt sein Amt zu einem Zeitpunkt, in dem die ungarische Zukunft für lange Jahrzehnte entschieden wird. Er muss nicht nur die äusseren Probleme meistern können, sondern auch das grosse Werk vollbringen, an dem ein Gömbös und ein Teleki gescheitert sind: das Werk der nationalen Vereinigung und das der Verständigung mit den anderen Völkern des ungarischen Raumes“.

Fichte in ungarischer Sprache. Eine beachtenswerte Auswahl aus den Schriften des grossen deutschen Denkers gab in einem stattlichen Bande in guter ungarischer Übersetzung und mit gediegener Einleitung Gabriel Kopasz heraus (*Fichte, Első és második bevezetés a tudományba. — A tudománytan, vagy az úgynevezett filozófia fogalmáról.*) Der Band enthält die erste und zweite Einführung in die Wissenschaftslehre nach dem im *Philosophischen Journal*, Jena 1797 erschienenen Text und die Abhandlung über den Begriff der Wissenschaftslehre oder Phi-

losophie. Wir begrüßen diese Ausgabe aufs wärmste, ist sie doch in hohem Masse geeignet, die Kenntnis Fichtes gerade in jenen ungarischen Kreisen zu fördern und zu vertiefen, denen der Originaltext wegen sprachlicher Schwierigkeiten kaum zugänglich ist. Der Band eröffnet die Reihe *Aus den Klassikern der neuzeitlichen Philosophie*, eine Sammlung von Arbeiten aus dem philosophischen Seminar der Universität Debrecen, die von Prof. Béla Tankó geleitet wird.

Friede der Arbeit in Deutschland. Eine gründliche Zusammenfassung der Ergebnisse seiner Deutschlandreise gibt unter diesem Titel Ministerialektionsrat Koloman Szakáts, der im Auftrage des kön. ung. Justizministeriums die Arbeitsverhältnisse und einschlägigen Rechtssatzungen studierte. Aus eingehenden Besprechungen mit zuständigen Kreisen in Berlin, Frankfurt, Köln, Hamburg, Bremen und Dresden, sowie aus der Besichtigung der Einrichtungen in diesen Städten erwuchs ihm die Überzeugung, dass im Grossdeutschen Reiche die wirtschaftliche und soziale Ordnung des nationalsozialistischen Staates die Grundpfeiler des Friedens der Arbeit bilden. In besonderen Abschnitten behandelt Verf. die Grundsätze des neuen deutschen Arbeitsrechtes, seine Gliederung, Arbeitsvertrag, Arbeiterschutz, Arbeiterversicherung, Arbeitsorganisation, Prozessrecht, Begriff und Quellen des nationalsozialistischen Arbeitsrechtes u. a. m. Mit besonderer Wärme hebt er die verständnisvolle Unterstützung und Förderung hervor, die ihm durch Reichsarbeitsminister *Seldte*, Staatssekretär *Krohn* und Reichsarbeitsführer *Ley* zuteil wurde.

Lebensraum und ungarische Staatsidee. Den so betitelten Aufsatz von Alexander Sipos würdigt in einem umfangreichen Aufsatz die in Budapest

erscheinende *Deutsche Zeitung* (6. September 1941). Nach einer eingehenden Besprechung der in dem Aufsatz Sipos' behandelten Gedanken, schliesst die Kritik mit folgendem Urteil: „Der Aufsatz von Sipos umschliesst, was ungarische Staatsmänner wiederholt ausgesprochen haben: den Anspruch unter den Völkern eines neugeordneten Europa an erster Stelle zu stehen. Begründet wird er durch die tausendjährige Geschichte und die Führungseigenschaften des Staatsvolkes. Der Artikel, dessen Fragestellung weit über den Rahmen innerpolitischen Geschehens fordernd in die Zukunft hineinragt, ist als wertvoller aufklärerischer Beitrag zu werten“.

Petőfis Tod in der „Donauzeitung“. Die *Donauzeitung* veröffentlicht (6. August 1941) einen umfangreichen Auszug auf drei Spalten aus dem Aufsatz von Gyula Illyés über den Heldentod des grössten ungarischen Lyrikers, der im Juliheft unserer Zeitschrift erschien.

Deutsche Auszeichnung Prof. Dr. Gyula von Darányis. Dem verdienten Leiter der ärztlichen Fortbildung in Ungarn, der vor wenigen Wochen die Humboldt-Medaille der *Deutschen Akademie* erhielt, wurde von der deutschen Wissenschaft eine neue Ehrung zuteil: in Anerkennung seiner Verdienste auf dem Gebiete der Bakteriologieforschung wurde er von der *Deutschen Akademie der Naturforscher* in Halle einstimmig zum Mitglied gewählt. Wir begrüßen den vorzüglichen Gelehrten, der auch als Mitpräsident der U.-D. G. unermüdlich tätig ist, aufs wärmste, und wünschen seiner vielseitigen Wirksamkeit auch weiterhin wohlverdiente Erfolge.

Die ungarisch-slowakische Grenze von Belvedere. Diesen Titel trägt das ansehnliche, mit Karten reich aus-

gestattete Werk des bekannten Politikers aus Oberungarn, Graf Stefan Révay, der auch an der Vorbereitung des ungarischen Materials für die Verhandlungen in Wien wesentlichen Anteil hatte. Révays Buch (Veröffentlichungen der Ungarischen Statistischen Gesellschaft Nr. 14. Budapest, 1941, Athenaeum-Verlag) soll eine Entgegnung sein auf das auch in deutscher Sprache erschienene Werk von Prof. Branislav Varsik aus Pressburg, in dem dieser die „Ungerechtigkeit“ des Wiener Schiedspruches betont und auf die angeblichen Irrtümer der deutschen und italienischen Schiedsrichter hinweist. Révay fasst die Mängel der Arbeit Varsiks in folgenden Punkten zusammen: 1. Einseitige und tendenziöse Heranziehung älterer und neuerer Werke über die ungarische Statistik; 2. Anwendung von Schlagwörtern der heutigen Propaganda statt wissenschaftlicher Beweisführung; 3. Beeinflussung durch Angaben und Gesichtspunkte der Tschechoslowakischen Statistik und Propaganda (Anton Granatier und Emil Stodola). Varsik stützt sich vor allem auf das Material der tschechoslowakischen Volkszählung vom Jahr 1930. Mit Recht erwidert hierauf Révay, dass selbst der einfachste Sudetendeutsche um den zweifelhaften Wert dieser Volkszählung weiss.

Slowakische Rundschau. Mit zunehmendem Interesse lesen wir die neuen Hefte der amtlichen Zeitschrift der Slowakei in deutscher Sprache. Sie geben dem ausländischen Leser ein getreues Bild über sämtliche Lebensäusserungen des slowakischen Staates. Vor allem verdienen die Berichte über das geistige Leben Beachtung. Lehrreich sind die Nachdichtungen aus fremden Literaturen, darunter eine grosse Reihe aus der Dichtung des Westens und anderer slavischer Völker, sowie die Beiträge zur weiteren Entwicklung der

deutsch-slowakischen geistigen Zusammenarbeit. Das Ungartum brachte den Bestrebungen zur kulturellen Hebung der Slowakei stets das wärmste Verständnis entgegen. Besonders vielseitig und reichhaltig zeigen die neuesten Hefte der *Slowakischen Rundschau* die Bemühungen der geistig führenden Kreise einerseits um die Schaffung höherer geistiger Arbeitsgemeinschaften (z. B. der „Slowakische Philosophische Gesellschaft“), anderseits aber auch um die Versorgung breiterer Volksmassen mit wertvoller Lektüre.

Das Bild Ungarns in der deutschen Presse von heute. Die halbamtliche Zeitung *Reggeli Magyarországnak* veröffentlicht (8. Juli 1941) einen Bericht aus Berlin von Stephan Gál über die Frage, was die Öffentlichkeit von heute vom Auslande interessiert. Er weist darauf hin, dass der bedeutendste Anteil an der Ausgestaltung des Ungarnbildes in Deutschland von deutscher Seite gegenwärtig den in Ungarn tätigen deutschen Berichterstatern sowie den Deutsch-Ungarischen Gesellschaften in Berlin, München und Wien zufällt. Nach einer eingehenden Würdigung der Tätigkeit dieser führt Verf. die Namen jener in Ungarn arbeitenden deutschen Journalisten an, die durch ihre Aufsätze und Berichte als wirksame Förderer der deutsch-ungarischen Freundschaft betrachtet werden dürfen. „Wir heben nur jene Männer hervor — heisst es in dem Bericht Gáls — deren Mitteilungen auch von ungarischer Seite mit grösstem Interesse und ehrlicher Selbstkritik aufzunehmen sind. Die Aufsätze von Martin Bethke, Nikolaus Benckiser, Franz Riedl, Artur W. Just, Fritz Krome, Arthur Kornhuber, Adolf Michaelis und Harald Boeckmann können stets auf erhöhte Aufmerksamkeit Anspruch erheben... Bei uns verträgt man die Kritik auch von ungarischer Seite nur

schwer; so versteht es sich, dass zuweilen ein schärferes Wort, ja selbst die blosser Feststellung einer Tatsache Missfallen erregt. Wer jedoch das gegenwärtige Ungarnbild der Auslandspresse kennt, darf ruhig behaupten, dass in den deutschen Blättern die negativen Züge des Ungartums auf Kosten der positiven nur in verschwindend geringem Masse Beachtung finden“.

Europas letzte Prärie. So nennt Dr. Karl Heinz Dworzak die „Hortobágy-Puszta“, die er in „Bunten Bildern“ in dem *Neuköllner Tageblatt* (27. Juli 1941) schildert. Vor allem betont Verf., dass Budapest allein nicht Ungarn sei; man müsse herumhorchen vor allem bei den Söhnen des Alföld. Sodann fährt er fort: „Vier Stunden fährt der Schnellzug von Budapest nach Debrecin. Die Strecke verläuft wie mit dem Lineal gezogen. Ebene, nichts als Ebene; Felder, nichts als Felder. Weizen und Mais, dazwischen Weingärten, Aprikosen- und Akazienbäume, das Wahrzeichen des Alföld. An weidenden Rindern geht es vorbei. An Pferde-, Schaf- und Schweineherden. An Hirten, die den Tag verträumen. Jetzt grüssen die schwerfälligen Flügel einer Windmühle, dann taucht der lange Arm eines träge ruhenden Schwengelbrunnens auf, als wäre er just in das Landschaftsbild hineinkomponiert. In verblauernder Ferne verliert sich der Horizont. Rund dreissigtausend Stück Pferde, Rinder, Schafe und Schweine weiden jährlich auf der Hortobágy-Puszta. Sie gehören den Bürgern von Debrecin, vierzig Kilometer östlich von ihr. Die über achtzigtausend Hektar umfassende Hortobágy — benannt nach dem sie durchfliessenden, einst wasserreichen Bach — ist mit der Lokalbahn oder dem Kraftwagen leicht zu erreichen. Der grösste Teil dient der ‚rauhem‘ Viehzucht. Die

Tiere werden von Anfang April bis Ende November im Freien belassen. Ohne jegliches Obdach. Nur der Windfang, eine aus Rohr geflochtene oder aus Pflanzen zusammengefügte Wand, bietet Zuflucht vor Stürmen... Puszta ist nicht Wüste, sondern Steppe. Trotz ihrer mosaikartigen Zusammensetzung stehen wir, beeinflusst durch die Weiten des Raumes, unter dem Eindruck eines Gleichförmigen. Über dem von der Hitze braun gebrannten Grastepich breitet sich, so weit das Auge reicht, der blaue Luftsee aus. Jetzt im Sommer ist die Puszta eine einzige grosse Weide. Es gibt keinen Heckenzaun und keine Grenzsteine, die das Mein und Dein scheiden. Wir stossen auf Scharen von Krähen und Elstern, auf Störche und Reiher und Kraniche. Im Röhricht der salzhaltigen Seen meldet sich der scheue Schilffänger. Über unseren Häuptern zieht der Steppengeier seine Kreise. Andächtige Stille umfängt uns, zeitweilig nur vom Zirpen einer Grille unterbrochen, vom wohligen Schnauben der Pferde und dem Glockengebimmel in der Ferne weidender Rinder. Nur eine armselige kleine Strohütte bietet den Hirten vor dem ärgsten Regenschauer Schutz. Hier bereiten sie auch ihr einfaches, meist aus Teigwaren bestehendes Mahl. Als Brennstoff wird getrockneter Mist verwendet. Weibliche Hilfe lehnen die Hirten grundsätzlich ab. Es sind prächtige Menschen, abgehärtete, sehnige, lebenskräftige Burschen“.

Das ungarische Theater am Beginn seiner Wandlung. Dies ist der Titel eines umfangreichen und feinsinnigen Aufsatzes in der *Donauzeitung* (9. September 1941.) von Franz Riedl, der bei Beginn der neuen Spielzeit die Lage des ungarischen Theaterwesens behandelt. Zunächst wird auf die Überfremdung der ungarischen Theater vor allem durch das Judentum hingewie-

sen: „für stammechte Magyaren war kaum Platz im ungarischen Theaterleben“. Nur das Ungarische Nationaltheater bildete eine rühmliche Ausnahme. „Das nun beginnende Spieljahr ist das erste ungarische Theaterjahr ohne jüdische Direktoren und, so weit zu übersehen, ohne jüdische Autoren, Regisseure und Schauspieler. Hundert Jahre nach dem Aufstieg des ungarischen Theaters beginnt seine judenreine, nationale Zeit. Ein neues Antlitz des ungarischen Theaterlebens wird sich vorstellen, aus dem alle fremden Züge entfernt sind.“ Mit besonderer Wärme würdigt dann Verf. die Tätigkeit des Ungarischen Nationaltheaters und seines Direktors, Dr. Anton Németh. Es ist „die führende ungarische Prosabühne, sozusagen das ungarische Burgtheater, das über ein wohlausgewähltes, bestes Ensemble verfügt und seit einem Jahrhundert der Hort der klassischen ungarischen Schauspielkunst ist. Es pflegt das ungarische und europäische klassische und zeitgenössische Drama, Schauspiel und Lustspiel von Format. Dazu gehört das Kammertheater, das entsprechend seinem kleinen Fassungsraum intimere, wenig Darstellende und Kulissen erfordernde Stücke bringt und zumeist bisher mit ein oder zwei Stücken die ganze Spielzeit auslangt. Als drittes Theater steht ab diesem Herbst das in Erneuerung befindliche Pester Theater unter Némeths Leitung, dessen Einfluss auf das ungarische Theaterleben ebenso gross, wie sein Schaffensdrang und seine Schaffenskraft ist“.

Ungarische Lehrer und Schüler im Reich. Die *Deutsche Akademie in München* hat durch die Sprachabteilung des *Deutschen Wissenschaftlichen Instituts in Budapest* einer Reihe von Lehrern und Schülern der von ihr veranstalteten Sprachkurse Stipendien für die Fortbildung und den Besuch von

Sprachkursen der Akademie vergeben. Die Stipendiaten traten ihre Deutschlandreise im Juli und August in zwei Gruppen an.

Szekler Volksballaden. Die Rückgliederung Siebenbürgens, vor allem des Szeklerlandes machte die Neuausgabe der *Szekler Volksballaden* mit Einleitung und Anmerkungen von Gyula Ortutay und Holzschnitten von Georg Buday wieder zeitgemäss. Die von der Kön. Ung. Universitäts-Buchdruckerei verlegte Sammlung erhielt vor wenigen Jahren den Bibliophilenspreis und wurde in 6000 Exemplaren abgesetzt. Die neue Auflage ist keineswegs ein einfacher Nachdruck, sondern bringt wesentliche Ergänzungen. Der prachtvoll ausgestattete Band enthält nicht nur eine Reihe von neuen Szekler Volksballaden, sondern auch die einleitende Studie und die Erläuterungen des Herausgebers in völlig umgearbeiteter Fassung. Der vorzügliche Fachmann nimmt in seinen Ausführungen die neuesten Werke der deutschen, englischen u. a. Fachliteratur in Betracht, vor allem aber stellt er in den reichhaltigen Anmerkungen den gemeineuropäischen, namentlich den südosteuropäischen Stammbaum der einzelnen Balladen zusammen. Auf diese Weise liefern auch die Szekler Volksballaden, wie die ungarische Geschichte, den überzeugenden Beweis der abendländischen Kultursendung und Grenzwahe des Ungartums im Südosten. Zugleich aber bezeugen diese Balladen weitgehende Verwandtschaftsbeziehungen der ungarischen Volksdichtung zu der der Nachbarvölker, mit denen das Ungartum als Geber und Nehmer Jahrhunderte hindurch eng verbunden war. Die tiefgreifende und auch philologisch exakte Studie Ortutays ist eine würdige Zugabe zu den unvergleichlich schönen Volksballaden.

Die „Heilige Krone“ und das politische Weltbild des Mittelalters. Von <i>Endre von Ivánka</i>	577
Germanenfunde am Rhein im Lichte der südosteuropäischen Archäologie. Von <i>Nándor Fettich</i> (mit 2 Bildtafeln)	585
Ungarische Husaren in ausländischem Dienste. Von <i>Emerich von Suhay</i>	593
Kunst und Leben. Von <i>Oskar Glatz</i> (mit 3 Gemälden des Verfassers)	597
Wandlungen der Wirtschaftsauffassung in Ungarn 1840—1940. Von <i>Gabriel von Baross</i>	606
Auf den Spuren des „grössten Ungarn“ in Wien. Von <i>Géza Hegyaljai-Kiss</i> (mit 2 Bildern)	621
Schön Lenchen. Gedicht von <i>Michael Vörösmarty</i> , übersetzt von F. Klein-Krautheim, Giessen (Lahn)	626
Von armen Pferden. Kurzgeschichte von <i>Johann von Kemény</i> ...	630

Rundschau

Wehrhaftes Ungarn. — Die Stephans-Idee. — Die Zeitschrift „Ostland“ über Graf Stephan Széchenyi. — Die „Zeitschrift für Politik“ über Ministerpräsidenten Bárdossy. — Fichte in ungarischer Sprache. — Friede der Arbeit in Deutschland. — Lebensraum und ungarische Staatsidee. — Petőfis Tod in der „Donauzeitung“. — Deutsche Auszeichnung Prof. Dr. Gyula von Darányis. — Die ungarisch-slowakische Grenze von Belvedere. — Slowakische Rundschau. — Das Bild Ungarns in der deutschen Presse von heute. — Europas letzte Prärie. — Das ungarische Theater am Beginn seiner Wandlung. — Ungarische Lehrer und Schüler im Reich. — Szekler Volksballaden	633
---	-----

MITARBEITER DIESES HEFTES:

Dr. *Endre v. Ivánka*, o. ö. Professor der Franz Josef-Universität, Klausenburg (Kolozsvár).

Dr. *Nándor Fettich*, Hauptkonservator am Ungarischen Nationalmuseum in Budapest. Bedeutendere Veröffentlichungen in deutscher Sprache: „Bronzeguss und Nomadenkunst“ (Prag, 1929). — „Der Schatz von Szilágysomlyó“ (Budapest, 1932). — „Metallkunst der landnehmenden Ungarn“. Bd. I—II (Budapest, 1935).

Emerich Adler von Suhay, Feldmarschalleutnant a. D., Militärfachschriftsteller, militärischer Schriftleiter des „Pester Lloyd“ und „Pesti Hírlap“.

Oskar Glatz, Kunstmaler, Professor der Hochschule für Bildende Künste a. D., hervorragender Bildner des ungarischen Bauernlebens.

Gabriel von Baross, gew. Reichstagsabgeordneter, Generaldirektor der Kön. Ung. Postsparkassa a. D.

Géza Hegyaljai-Kiss, reformierter Seelsorger in Debrecen.

UNSERE DICHTER:

Michael Vörösmarty (1800—1855), der grösste Dichter der ungarischen Romantik.

Johann von Kemény, siebenbürgischer Erzähler, Mitbegründer der „Erdélyi Szépmíves Céh“ (Innung der siebenbürgisch—ungarischen Dichter und Schriftsteller).

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: Béla Pukánszky.

38.096. — Königl. Ung. Universitäts-Druckerei, Budapest. (V.: Richard Thiering.)

DIE SCHRIFTENREIHE DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

herausgegeben von Generalsekretär Prof. *Alexander Varga v. Kibéd* bildet die natürliche Ergänzung unserer Zeitschrift im Sinne des Arbeitsprogramms der Gesellschaft. Während die Monatschrift UNGARN vor allem die Aufgabe hat ungarisches Land und Volk der deutschen Öffentlichkeit zu erschliessen, soll die in ungarischer Sprache erscheinende SCHRIFTENREIHE das Gedankengut des neuen Deutschlands — zunächst durch die Veröffentlichung von Vorträgen führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft hielten, — der breitesten Schicht ungarischer Leser vermitteln und dadurch an der ideellen Annäherung von Deutschtum und Ungartum fördernd und vertiefend mitwirken.

Bisher erschienene Hefte der SCHRIFTENREIHE:

1. *Darré, R. W.*: A Német Birodalom és a délkelet európai államok együttműködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet). 1940 P 1.—

2. *Von Cochenhausen, F.*: Német katonai szellem a múltban és jelenben (Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart). 1940 P 1.—

3. *Spranger, E.*: Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander). 1940 P 1.—

4. *Hóman, B.*: Német-magyar sorsközösség (Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft). 1941 P 1.—

5. *Günther, H. R. G.*: A tehetségek kiválasztása (Menschenauslese). 1941 P 1.—

6. *Freisler R.*: Az új Európa jogrendje (Das Rechtsdenken des jungen Europa). 1941 P 1.—

7. *Strölin K.*: Lakásügy, városépítés és tájrendezés (Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung). 1941 P 1.—

8. *Von Tschammer und Osten*: Testnevelés békében és háborúban (Leibeserziehung in Krieg und Frieden). 1941 P 1.—

9. *Schwerin von Krosigk L. gróf*: Háborús pénzügyi gazdálkodás (Kriegsfinanzierung). 1941 P 1.—

